



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

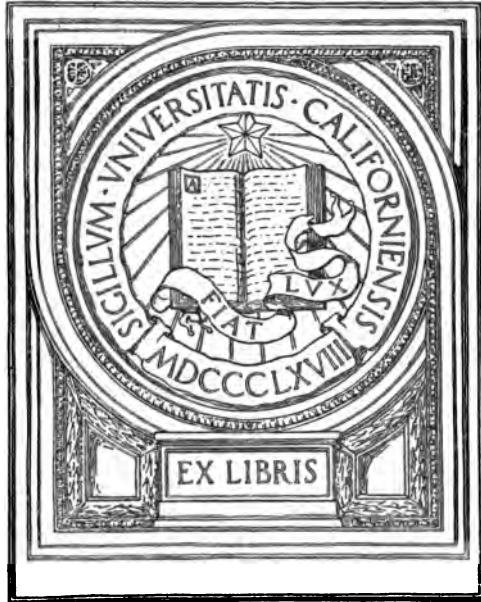
DC
285
W8
1876

UC-NRLF



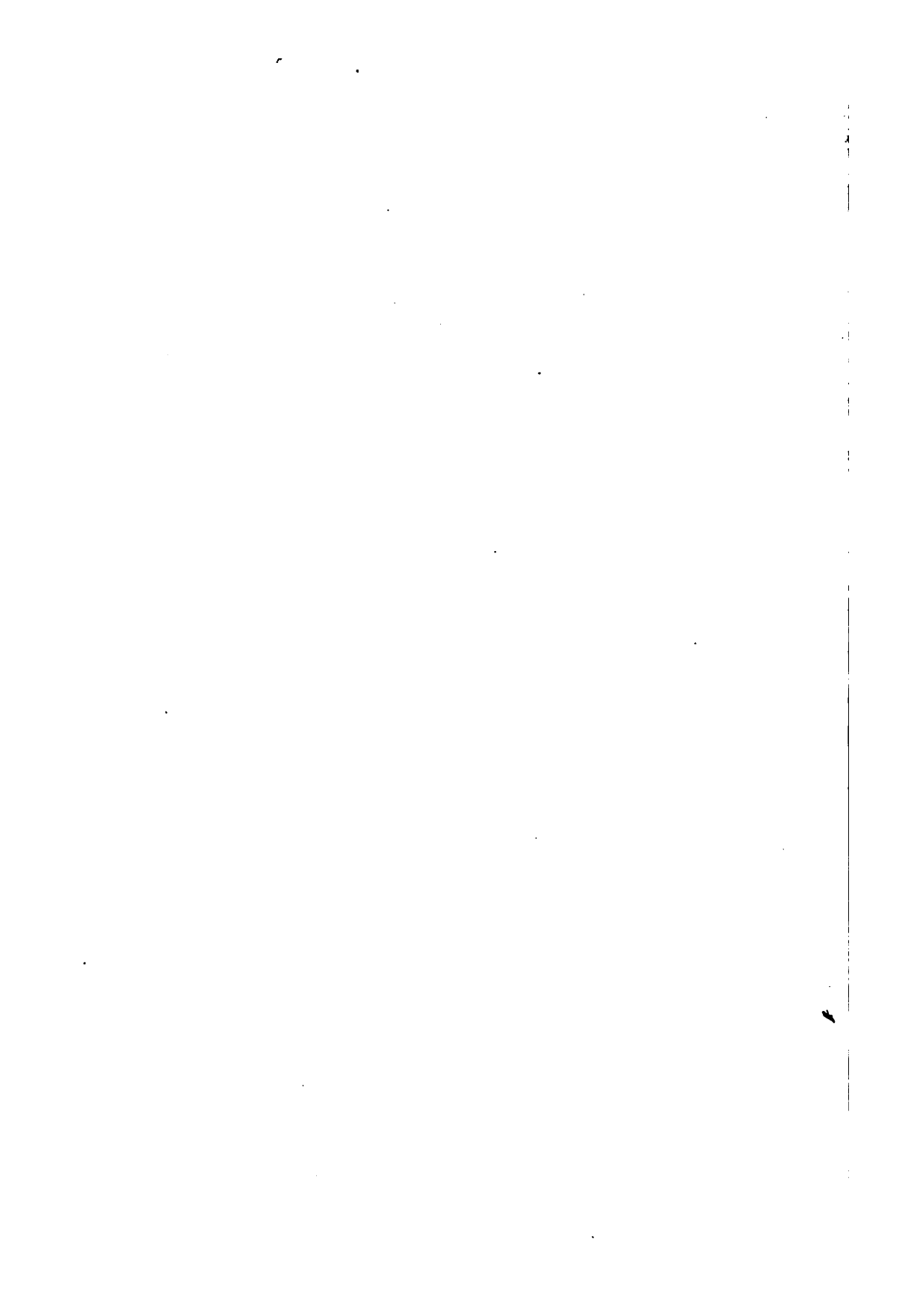
φB 181 747

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



EX LIBRIS





Fünfzig Feldpostbriefe

eines Frankfurters,

aus den Jahren 1870 und 1871,

von

Richard Paul Wülker.

Zweite Auflage.

Halle a/S.

Max Niemeyer.

1876.

Ir sult sprechen: willekomen!
der in maere bringet, daz bin ich.
Allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich!

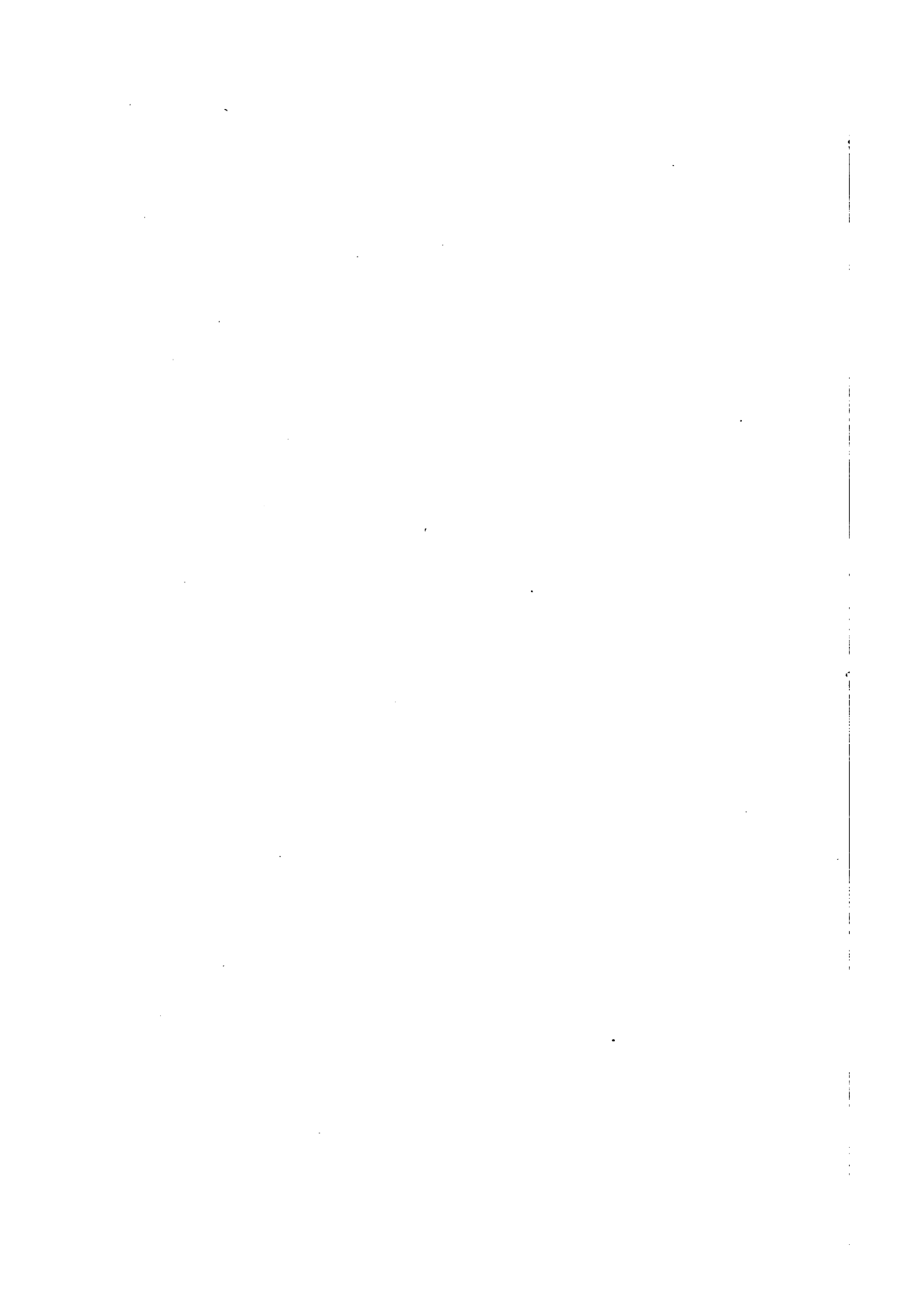
BURDACH

DC 285
W 8
1876

Meinen lieben Aeltern

in treuer Verehrung

gewidmet.



Euch, liebe Aeltern, widmete ich seinerzeit die erste, nur als Manuscript gedruckte Auflage dieses Werkchens, Euch sei auch diese zweite zugeeignet. Waren doch fast alle die hier abgedruckten Briefe an Euch geschrieben, um Euch von mir Nachricht zu geben; aber sie waren auch für Euch geschrieben, um Eure schweren Sorgen zu zerstreuen und Euch, wenigstens auf eine kurze Weile, aufzuheitern zu einer Zeit, als Eure Zwillingssöhne, fern von Euch, im Felde standen, im Lazarethe lagen oder ihre Tage in der Garnison einförmig dahin brachten. Diese Briefe faßte ich aber auch oft ab, um mich selbst, während ich sie niederschrieb, meine Umgebung und die prosaische Wirklichkeit vergessen zu machen. War dies schon manchmal im Jahre 1870, z. B. im Lazarethe, nothwendig, so wurde es 1871 noch mehr Bedürfniß. Nachdem der Waffenstillstand geschlossen war und wir, statt nach der Heimath zu marschiren, um Paris herum liegen blieben, als man immer von Kämpfen der Französischen Regierung und der Commune hörte, ohne eingreifen zu dürfen, als man zuletzt gar nicht wußte, wann des Kampfes ein Ende, da bedurfte man wahrlich sehr feines guten Humors, um nicht, trotz all des glänzenden Erfolges, den unsere Waffen erfochten hatten, dennoch manchmal ungeduldig zu werden.

Wie weit meine Briefe diesen ursprünglichen Doppelzweck erfüllten, das wisset Ihr, liebe Aeltern, am besten!

Nachdem wir, mein Bruder und ich, glücklich aus dem Kriege heimgekehrt waren, ließ ich die Briefe als Manuscript drucken, zur Erinnerung an die gemeinsam durchlebte Zeit. In dieser Gestalt erwarben sie sich außerordentlich viele Freunde, so daß

ich, besonders nachdem schon lange die erste Auflage vergriffen ist, von vielen Seiten angegangen wurde, dieselben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Da diese Aufforderung bis in die neueste Zeit an mich kam, wurde dadurch auch mein Bedenken, die Veröffentlichung geschehe etwas post festum, zerstreut.

Indem ich also hiermit mein Werkchen an die Oeffentlichkeit treten lasse, seien noch ein paar Bemerkungen gestattet. Dieser Druck, wie auch schon der erste, enthält, abgesehen von kleineren Aenderungen, die ursprünglichen Briefe. Der oben ange deutete Zweck der Letzteren brachte es mit sich, daß im allgemeinen stets die heitere Seite hervorgekehrt ist, auch daß manchmal die allzu nackte Wirklichkeit mit dem Mantel der Dichtung umhüllt, die trübe Prosa durch das Licht der Poesie verklärt wurde. Man mache dies dem Verfasser nicht zum Vorwurfe: wie angedeutet, geschah dies in bester Absicht. Und Jeder, der die Zeit selbst mitmachte, fühlt doch heraus, welch schwerer Ernst hinter dem Ganzen versteckt liegt. Es soll dies anspruchslose Werkchen ja außerdem weder eine historische Quellschrift noch einen Nachtrag zum Generalstabswerke bilden, sondern nur vorführen, wie ein Soldat, einer unter den vielen Tausenden, lebte und dachte und wie er sich bemühte sich über die Mühseligkeiten und Anstrengungen des Soldatenlebens durch guten Humor hinwegzusetzen. Es tragen also die Briefe ein durchaus subjektives Gepräge. Wenn ich aber meine eignen Erlebnisse erzähle, warum soll es mir da nicht freistehen, wie mein großer specieller Landsmann, Wahrheit mit Dichtung zu mischen?

Somit übergebe ich denn das Schriftchen der Oeffentlichkeit mit dem Wunsche, es möge in dieser neuen Gestalt bei den alten Freunden willkommen heißen werden und sich recht viele neue Freunde dazu erwerben!

Frankfurt am Main, im September 1876.

R. P. W.

I n h a l t.

		Seite
Erster Theil: Briefe aus dem Jahre 1870.		
1. Brief:	Abschied	1
2. "	In der Kaserne. — Wallensteins Lager. — Fahrt nach Mainz und Ankunft daselbst	2
3. "	Abmarsch von Mainz. — Zug durch die Pfalz	5
4. "	In Grünstadt. — Geburtstagsfeier. — Leben in Grünstadt	8
5. "	Abfahrt von Grünstadt. — Ankunft in Landau. — Wieder beim Regimente. — Im Lager zu Rohrbach	9
6. "	Kampf bei Weißenburg	11
7. "	Schlacht bei Wörth	11
8. "	Schlacht bei Wörth: Angriff und Vordringen. — Im Handgemenge. — Verwundet. — Mitten in der Weltgeschichte. — Ende der Schlacht. — Bivual bei Elfsaßhausen. — Herrliches Nachtquartier. — Weitermarsch	12
9. "	An der Sprachgrenze. — Vereinfachung der Lebensweise. — Neue Art der Kaffeebereitung. — Zug durch die Vogesen. — Nacht vor Pfalzburg	16
10. "	Im Lazareth zu Lunéville	19
11. "	Lazarethleben. — Ankunft in Lunéville. — Morgenandacht. — Der Arzt und der Deutsch sprechende Apotheker	20
12. "	Arztliche Verpflegung. — Mahlzeit. — Unterhaltung im Lazareth	22
13. "	Napoleons Sturz in Lunéville. — Afrikanisches Wüstenkonzert	24
14. "	Vorbereitungen zur Abfahrt nach Deutschland	25
15. "	Zur Abfahrt bereit	27
16. "	Rückkehr. — Fahrt durch die Vogesen. — Ankunft in Frankfurt. — Das verkörperte einige Deutschland. — Zu Hause. — Der Preussische Staat nimmt Antheil an mir	27
17. "	Beschäftigung im Aelternhause. — Ich als letzte Rose	29
 Zweiter Theil. Briefe aus dem Jahre 1871.		
18. Brief:	Ankunft in Mainz. — Neuigkeiten auf dem Bataillonsbüroreau. — Schöner Traum. — Verwendung der Turkos in Mainz	31
19. "	Leben in Mainz. — Frühkonzert. — Unterhaltung in der Stadt	33
20. "	Frühlinglüfte. — Das Eiserne Kreuz. — Glückwunschsreiben vom Regimente	34
21. "	Abfahrt zum Regimente	36

	Seite
22. Brief: Frühstück in Landau. — Fahrt bis Hagenu. — Französische Höflichkeit	36
23. " In Ranzig	37
24. " In Toul. — Ein schönes Lied von Napoleon. — In Meaux. — Jbhlisches Quartier bei Lagny. — Französischer Sprachunterricht	38
25. " Ankunft beim Regimente in Biroflay. — Das verzauberte Schloß in Zabern	42
26. " Auswanderung aus Paris. — Pariser Frühjahrsmoden	45
27. " Mittel eine dünne Suppe kräftig zu machen. — Villa Kakekopp	46
28. " Von dem Podagra. — Der Musketier als Mädchen für Alles	48
29. " Frühling in Frankreich. — Ein Bairisches Genie. — Postscriptum	50
30. " Friedensfeier in Biroflay. — Des Kriegers Traum	52
31. " Abmarsch von Biroflay	53
32. " Zug nach Asnières. — Schreckliches Abenteuer daselbst	54
33. " Nach Fort Romainville. — In der Kapelle. — Karte von Frankreich. — Ankunft in Thieux. — Sprungmatrazen	56
34. " In Dammartin. — Erlebniß daselbst	58
35. " Ball an Kaisers Geburtstage	59
36. " Fresne. — In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad	60
37. " Beschreibung von Plessis-aux-bois. — Mittel die Langeweile zu vertreiben: Tanzstunde. — Französische Art zu waschen	61
38. " Große Wäsche. — Verfluchung Napoleons	64
39. " Oftern in Frankreich. — Militärische Schreibstube. — Poesie beim Commiß. — Der hohe Rath von Plessis	65
40. " Der Musketier als Kindermädchen. — Ständchen in Plessis	69
41. " Geistererscheinung auf der Burg. — Mittel gegen Ohnmacht	71
42. " Was man Alles in Frankreich lernt. (Wichtig für meine zukünftige Frau). — Was ich vom Napoleonum habe	73
43. " Leihbibliothek in Plessis	76
44. " Deutscher Führer durch Frankreich. — Merkwürdiges Erlebniß in der Walpurgisnacht: Ein Preußischer Musketier als Feenkönigin	79
45. " Frühling in Plessis. — Ich werde beinahe Märtyrer für die Wissenschaft	81
46. " Im Klostersgarten. — Die im Dienste der Wissenschaft bekannte Unschuld	83
47. " Eid in Plessis	86
48. " Rückkehr nach Deutschland	87
49. " Abschied von Plessis. — Als zweiter Odysseus. — Fahrt nach Meaux. — Aus dem Departement Seine-et-Marne hinaus	88
50. " Ueberschreiten der deutschen Sprachgrenze. — Im neuen Deutschland. — Friede	89

Erster Theil.
Briefe aus dem Jahre 1870.

I.

Frankfurt a. M. 1870, den 20. Juli.

Mein lieber Drosfen!

Als wir uns vor etwa zwei Monaten in Berlin trennten, sprachen wir: „Auf fröhliches Wiedersehen!“ Wie hat sich seitdem auf einmal alles geändert! Wie rasch sind wir aus dem tiefsten Frieden emporgeschreckt worden und stehen nun vor einem Kriege — und vor welch ungeheurem Kriege! Doch es ist nun nichts mehr daran zu ändern und so wollen wir mit frischem unverzagtem Blicke Kommendem fest entgegenschauen. Unser Studium müssen wir nun beide verlassen und eine ganz andere Arbeit ergreifen! Allein das Vaterland verlangt es und ich werde Deutschland gegenüber meine Pflicht thun: ich weiß, daß Du auch die Deine thust. Lebe wohl, mein lieber Freund! Meinen Lieben habe ich stets gelebt, darf ich nun für die Befreiung meines Vaterlandes sterben, so ist mir ein beneidenswerthes Loos zu Theil geworden! Falle ich, so denke meiner noch manchmal gerne, doch ohne Wehmuth und lasse mich dann das schöne Vorrecht der Früh-Dahin-

geschiedenen genießen: ihre Schattenseiten verschwinden immer mehr und sie stehen uns zuletzt als reine, fleckenlose Gestalten da.

Es ist eine ernste Zeit, welcher wir entgegen gehen; doch, ein Krieg, der mit einem einigen Deutschland anfängt, muß schließlich gut für uns enden!

Wenn der Morgen kommen soll, so krähen die Hähne: der Gallische Hahn hat schon laut gekräht, möge er Verkünder des Deutschen Morgens sein. Und wenn der Frühling kommen soll, so müssen erst Stürme über das Land brausen und die Gewalt des Winters brechen, manche junge Blume wird geknickt, mancher starke Baum wird gebrochen, allein der Lenz kommt! Daher: fallen wir auch beide und erleben nicht den Schluß des Kampfes, wenn nur der Deutsche Frühling kommt!

Doch können wir beide ja auch den Krieg glücklich durchmachen, eine jede Kugel die trifft ja nicht! Und für mich habe ich gar so keine große Angst, denn Unkraut vergeht nicht!

Hoffen wir also das Beste! Denn es fiele ja so schwer, auseinander zu gehen, wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wiedersehen! Auf Wiedersehen also, mein lieber Hans; wann und wo? wer kann das bestimmen? aber auf fröhliches Wiedersehen!

II.

Mainz, den 23. Juli.

Meine Lieben Aeltern!

Gestern kamen wir beide denn glücklich nach dreistündiger Fahrt in Mainz an und warten nun, was weiter geschieht. Es war eine tolle Wirthschaft, bis wir nur so weit gelangten.

Gestern Morgen gingen wir also in die Kaserne in der Haafengasse. Hier war bereits eine so schöne Gesellschaft von Herren und Damen versammelt, daß man schon die Ellenbogen brauchen mußte, um sich durch die Masse der lieben Anverwandten u. s. w. der Einberufenen auf den Kasernenplatz zu drängen.

Hier vor der Kaserne sah es aus, wie auf einer Maskerade. Denn, da man ja doch wegging, um „des Königs blooen Rock“ anzuziehen, hatte man wenig Sorgfalt auf seine Civilgarderobe verwandt. Alles hatte, wenn nicht Uniformstücke, seine ältesten Kleider an. So stolzirte Einer umher in grün und blau carrirten Beinkleidern, einem sehr abgetragenen Gardeinfanterierock und einem Strohhute mit breitem grünen Bande. Ein Anderer hatte hohe Reitstiefel, weiße Unterhosen an und eine Dragonermütze auf; über sein Hemd, denn Rock hatte er keinen an, war ein Seelenwärmer geschlungen. Dazwischen bewegten sich in blauen Kitteln und Zipfelmützen die blondhaarigen Bewohner Fulbs, oder in kurzen Röcken, die Kappe verwegend auf einem Ohre, die kurze Pfeife im Munde, die biederen Söhne Sachsenhäusens. Durch diese drängten sich Frauen und Jungfrauen, theils um Abschied zu nehmen, theils um die Anwesenden noch zu begleiten. Wie viele gute Lehren und Ermahnungen wurden da noch gegeben! „Kunerod“, begann ein hübsches Mädchen mit Thränen im Auge, „leb' wohl, sei e Mann un halt' Dich dapper! Awer, wenn De nach Frankreich kimmst, guck mer nur jo net ze viel nach de Franzeesche Weibsbilder. Denn wenn ich wißt, daß de so e nignuzig Gesteck mit so em Bibihitche un em Haarschwanz in der Anz zu Deim Herzgebobbel mache deßt, guck, Kunerod, so lieb ich Dich hab', ich deht der liewer gleich die Lage austrage!“ — „Frikzi“, sagte eine alte Frau zu einem stämmigen Sachsenhäuser, „jezt geb mer noch en Schmaß, awer en ornentliche, un dann leb' wohl! Un vergeß' mer net, daß De aus ere Heldefamilch stamme duhst. Dei Großvater seelig hat

die Schlacht bei Leipzig im Himmertrefte mitgemacht un Dei Vater hot unnerm dicke Begré in der Bernemer Batailg e Faß Appellwei erowert un Wunner der Tapferkeit verrichtet. Haag also dichtig uf die Stäckflufffranzose, daß se all die Krenk krieje, haag aach e Poor Franzose vor mich dod, und der Herr Bagemeier läßt Der sage, Du sollst aach e Poor vor ihn dobschmeiße. So“, schloß die Frau mit thränenerstickter Stimme, „jetzt geh' mit Gott, sei dapper und bleib' brav, mei lieb Gewitterkeileesi, sonst soll Der e Himmelbunnergewitterblizkeil —“ hier erstickten Thränen die Stimme der Frau.

Schon ein paar mal hatten die anwesenden Offiziere und Feldwebel es versucht, die Reservisten abzuzählen und einzutheilen, doch stets war ihre Mühe vergebens. Raun stand ein halbes Duzend Reservisten abgezählt da, so drängten sich Freunde und Verwandte dazwischen. Endlich stürzte der Feldwebel wüthend auf die Frauen los mit dem Rufe: „Wo haben Sie Ihre Einberufungsordre?“ Die Frauen stemmten schon die Arme in die Seite um dem Feldwebel eine Sachsenhäuser Antwort zu geben, doch die Rührung über den Abschied von ihren Verwandten ließ sie nicht zu Wort kommen. Diesen günstigen Augenblick benutzte der Offizier, schnell waren wir abgezählt, dann rechts um durch eine Hintertpforte ging es über die Fahrgasse — in den Krieg.

Bei der Eisenbahnrestauration Gysen gab es wieder einen mehrstündigen Aufenthalt. Es war dort ein Treiben, wie in Wallensteins Lager, viele patriotische Reden wurden gehalten, viele Vaterlandslieber gesungen und entseßlich viel Bier getrunken! Nun, wenn alle die Franzosen, die man dort zu tödten versprach, wirklich todt sind, dann können wir in Wahrheit singen: „lieb' Vaterland magst ruhig sein,“ denn dann kann man bald den letzten Franzosen auf Messen und Märkten als Sehenswürdigkeit herumführen. Um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr wurden wir, die dem 87. Regimente zugetheilt waren, eingeladen und um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr waren wir endlich

gerädert und zerquetscht hier in Mainz. Heute Nacht haben wir köstlich in einer zwei Fuß hoch mit Stroh angefüllten Stube geschlafen. Heute der Tag, liebe Aeltern, vergeht mit lauter Sachenempfangen. Ich habe schon zweimal vollständige Uniform erhalten! Um zehn Uhr hatte ich Alles, was ein Königlich Preussischer Krieger braucht. Da ich mich auf diese Anstrengung stärken wollte, ging ich zu einem Frühstüppchen. Bei meiner Rückkehr fand ich nichts mehr von meiner Uniform, ein guter Kamerad, dem sie saß, hatte sie angezogen, ebenso ging es mir während des Mittagessens. Doch, da ich heute Nachmittag eine Uniform, welche mir paßte, fand, zog ich sie an. *A la guerre comme à la guerre!* Wem sie gehört, der kann nun sehen, wo er eine findet. Auf Kammer sind noch viele. Doch Weiteres im nächsten Briefe. Ob und wann wir von hier ausmarschiren, wissen wir noch nicht. Es kommt wohl auch sehr auf die ersten Bewegungen der Franzosen an. Wie wir etwas Gewisses wissen, schreibe ich Euch.

Lebt nun wohl und seid frohen Muthes, wie wir es hier auch Alle sind!

III.

Alpeshelm, den 26. Juli.

Nachdem wir Samstag Abend noch einmal fröhlich mit unsern Freunden zusammengewesen, die mit uns im 87. Regimente sind, und den vergangenen Sonntag (den 24.) mit lauter Appellen verbracht hatten, die vom Morgen vier Uhr bis Abends acht Uhr dauerten, rückten wir in der Nacht vom Sonntag auf Montag von Mainz aus, wohin? wußte kein Mensch. Es mag etwa zwei Uhr Morgens gewesen sein, als wir über den Schillerplatz

die Gaustraße hinauf marschirten, voran die Musik, die „Wacht am Rhein“ spielend. Die Stimmung war in unserm Regimente eine freudige, zuversichtliche, aber trotzdem eine ernste. Niemand verhehlt es sich, daß wir einem schweren Kriege entgegengehen, welcher ein Jahr, vielleicht noch länger dauern kann, doch schließlich wird er, wenn Deutschland einig bleibt, siegreich für uns enden und Napoleon, welcher uns jetzt vernichten will, wird unsere Größe schaffen.

Die zuversichtliche, aber ernste Stimmung, welche bei unserm Auszuge herrschte, drückt sich am besten in folgendem während des Marsches entstandenem Liede aus:

1. Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben gar lichten Schein,
Soldaten die müssen marschieren
Ins fremde Land hinein.

2. Ade mein holdes Liebchen,
Wein' Dir nit die Augen wund,
Ich will Dein nimmer nit vergessen,
Dein denken hundert Stund.

3. König Wilhelm hat gerufen,
Wer bliebe noch daheim,
Auf, Kameraden, seid brave Deutsche
Und schlaget tüchtig drein!

4. Wann werden wir wieder rasten,
Wann werden wir ruhen aus?
Wann all' die Schelmfranzosen
Sind aus dem Land hinaus!

5. Und wenn die Musketen blißen,
Und wenn die Kanonen schrein,
Herzliebchen am grünen Rheine
Von Herzen gedenk ich Dein.

6. Und keh' ich nit zurücke
 Aus wilder wilder Schlacht,
 So bin ich doch gefallen
 Als braver Solibat!

7. Man schlägt mich in den Mantel,
 Schießt dreimal übers Grab,
 Weil drunten liegt begraben
 Ein frischer junger Knab.

8. Ruh' ich auch auf ferner Haide,
 Ruh' ich auch in fremdem Sand,
 Ich starb für Euch Ihr Lieben
 Und für mein Vaterland!

In einem langen, langen Zuge rückte das Regiment durch das Dunkel vorwärts. Bald färbte sich der Himmel röthlich und es wurde immer heller. Je heller es wurde, desto heiterer wurden auch die Soldaten, erst fingen einzelne leise an zu singen, dann wurde der Gesang lauter und lauter, bis zuletzt Alles mitfang.

Und als wir nun durch die herrliche Pfalz zogen, die wir zunächst zu schützen haben werden, als überall die Bewohner uns jubelnd entgegen kamen und Wein und Brod vertheilten, da herrschte bald ausgelassene Lustigkeit. — Um zehn Uhr etwa kamen wir an den Ort unserer Bestimmung nach Dolgesheim. Hier war ich bei einem Schuster einquartirt, der mich ausgezeichnet verpflegte.

Heute sind wir hier in Alpesheim. Ich bin bei einem Gastwirth, also leide ich auch keine Noth. Wo wir morgen hinaruschiren, weiß ich noch nicht. Es scheint, daß wir die Pfalz besetzen sollen.

Nächstens wieder Weiteres.

IV.

Grünstadt, den 29. Juli.

Raum ein paar Marschtage und ich habe schon meine Achillesferse! Ich habe mir nämlich die Ferse so wund gelaufen, daß ich hier in Grünstadt auf meiner Heldenlaufbahn schon Halt machen mußte. Doch hoffe ich in einigen Tagen wieder zum Regimente gehen zu können. Hier bin ich sehr gut aufgehoben und sitze bei den vollen Fleischtöpfen Aegyptens! Diese Pfälzer sind wirklich so liebenswürdig gegen uns, wie sie nur sein können. Da noch kein Lazareth hier eingerichtet ist, so liege ich in Bürgerquartier bei einer sehr liebenswürdigen Kaufmannsfamilie, bei Adjunkt B.

Hier feiere ich denn auch heute mein 25. Wiegenfest, ein Vierteljahrhundert schaut auf mich herab, fünfundzwanzig Jahre habe ich nun hinter mir — und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!

Die ganze Familie, bei der ich einquartirt bin, feiert den Geburtstag mit, da sie heute morgen einen Sohn bekommen hat, der nun mit mir einen Geburtstag haben wird.

Meine Beschäftigung besteht seit gestern Morgen aus nichts Anderem, als Essen, Trinken und Rauchen, von früh bis spät. Geht man, um etwas dem Essen und Trinken zu Hause zu entfliehen, auf die Straße, so wird man von ehrsamern Bürgern angehalten, die um das Vergnügen bitten, uns ein Glas Bier oder eine Flasche Wein bezahlen zu dürfen; man kann es ihnen natürlich nicht abschlagen und von neuem geht das Essen und Trinken los!

Trotzdem ich hier also lebe, wie ein junger Herrgott in Frankreich, so sehne ich mich doch, wieder zum Regimente zu kommen; denn nichts in der Welt ist schwerer zu tragen, als eine Keiße

von guten Tagen! Auch fürchte ich, wenn ich noch lange hier bleibe, durch lauter Liebenswürdigkeit zu Tode gefüttert zu werden. Und dies wäre doch ein zu kläglicher Tod!

Also lieber so rasch als möglich zum Regimente. Lebt nun wohl!

V.

Aus dem Lager bei Rohrbach, 3. August.

Vor mir auf meinem Tornister habe ich mir einen Schreibtisch eingerichtet, um Euch, liebe Aeltern, zu schreiben. Ich bin wieder beim Regimente eingetroffen. Am Samstagmorgen erhielten wir die Kunde, wir sollten wieder weiter, und gerne kam ich der Aufforderung nach. Um neun Uhr hielt ein eleganter Leiterwagen vor unserm Quartier, in Ermangelung von Sitzen wurden zwei große Kuchenbretter mit Seilen darauf festgebunden und daselbst nahm ich mit zwei andern 87ern Platz. Unser liebenswürdiger Quartiergeber verabreichte uns noch einige Flaschen Wein und ein Kistchen Cigarren zur Stärkung unterwegs und dann ging es in lustigem Trabe bis Deidesheim.

Hier mußten wir ein anderes Fuhrwerk suchen, da unsers nur bis Deidesheim genommen war. Lange lief ich herum, bis ich endlich so glücklich war, einen Wagen mit zwei langsam dahinwandelnden Kühen zu requiriren. Was die eigentliche Bestimmung dieses Karrens war, ließ sich schon auf zehn Schritte riechen. Trotzdem setzten wir uns hinein und fuhren gegen Landau durch das Haardtgebirge. Doch unsere Kühe ließen sich nicht zu einem Gallop bewegen und so kamen wir erst gerade vor Thorschluf

in die Festung durch das Deutsche Thor. Das Französische war schon Nachmittags vier Uhr geschlossen worden.

Sonntag, den 31. Juli, blieben wir in Landau. Doch dies bietet einen trübseligen Anblick. Viele Festungswerke sind abgebrochen, sie sollten neu aufgebaut werden. Wenn die Franzosen sich Landau nähern, wird es kaum gehalten werden können.

Montag fuhren wir nach Germersheim. Wir hörten, dort solle unser Regiment sein, als wir jedoch in Germersheim angelangt waren, hieß es wieder, es sei in Rielsheim. Unterwegs vernahmen wir heftiges Schießen und unser Füsilierbataillon, welches allarmirt war, kam uns entgegen. Doch gelangten wir glücklich nach Rielsheim und trafen daselbst unser Regiment. Die Nacht schlief ich in einem Stalle neben Pferden der Hessischen Husaren.

Gestern Abend wurden wir allarmirt und rückten bei Mondschein in das Lager bei Rohrbach. Hier soll sich unser ganzes Armeecorps sammeln.

In Rielsheim erhielten wir auch unsern „eisernen Bestand“ (best. aus Kaffee, Reis, Salz und Zwieback) und unsere Erkennungsmarke und sind so ganz gerüstet, jeden Tag in einen Kampf zu gehen.

Nachmittags. Lager zu Rohrbach, 2. Tornisterstraße,
4. Tornister rechts.

Unter den Klängen unserer Lagermusik, welche uns zu unserem Kaffee („Blimcheskaffee prima Qualität“) aufspielt, schreibe ich weiter. Wir hatten heute ein feines Mittagessen: Bouillon à la fantaisie, gelbe Rüben und Erdäpfel, Kuh-Beefsteak mit pommes de terre. Dessert: drei Käserinden. Dies haben wir uns selbst zubereitet. Doch giebt es hier einen großen Gasthof, den ein Marktender hält, wo für viel Geld Wenig zu haben ist. Der Gasthof zeigt eine über dem Eingange angenagelte Krähe und darunter prangt die Inschrift: „Zum schwarzen Adler.“

Da heute Abend unser Kronprinz kommen soll, muß ich jetzt noch meinen Sonntagsrock putzen und Schnurrbart und Stiefel wischen. Drum schließe ich.

Lebt wohl!

VI.

Im Bivouak bei Weißenburg, den 4. August, abends.

Ich bin gesund, liebe Aeltern, und habe das Gefecht am Gaisberg mitgemacht!

Heute Morgen überschritten wir die Französische Grenze. Wenn auch jedem unwillkürlich der Gedanke kam:

Ach Gott, wie wird's uns in Frankreich geh'n,

Da soll ja kein Mensch das Deutlich verstehn!

so ging es doch mit lautem Hurrah über die Grenze und vorwärts. Bald darauf beim Gaisberg und der Schaafsburg kam es zum Kampfe. Hier erhielten wir unsere Feuertaufe, doch mir Feuer-täufling geht es recht gut! Wir haben den alten Gaisberg und Schaafstall gehörig gereinigt und den Französischen Leithammel sammt seiner Heerde hinausgetrieben! Lebt nun wohl!

VII.

Elfahhaufen, den 7. August.

Gestern hatten wir eine große siegreiche Schlacht! Eine große Schlacht und ein großer Sieg! Ich bin wohl, bis auf zwei Streifschüsse, die aber so wenig zu sagen haben, daß ich bei der Compagnie bleiben konnte.

Seit gestern lagern wir bei dem brennenden Elfsaßhause, welches ein Hauptpunkt der Französischen Stellung war. Nochmals also: ich bin gesund; nächstens Weiteres. Lebt wohl!

VIII.

Auf einem Heuboden im Elfsaß, den 8. August.

Mir geht es gut! Wo ich eigentlich bin, weiß ich selbst nicht. Doch, liebe Aeltern, dies bleibt auch eigentlich einerlei, ich würde Euch doch nur den Namen irgend eines Bauernnestes schreiben, das auf keiner Karte zu finden wäre! Also genügt es zu wissen, daß ich im Heu sitze und auf einem großen Französischen Weißbrode den Brief an Euch schreibe. Mir gegenüber sitzen drei Musketiere, welche höchst verdächtig mit meinem improvisirten Schreibtische liebäugeln!

Da Ihr, liebe Aeltern, gewiß bald aus der Kunstanstalt von Gustav Kühn in Neu-Kuppin Bilder von der Schlacht bei Wörth sehen werdet, so will ich Euch einiges Nähere über die Schlacht mittheilen. Nur erwartet nicht eine genaue Schilderung der Schlacht! Ein Soldat hat überhaupt keinen Ueberblick über den Gang eines Kampfes und kann nur berichten, was zunächst um ihn herum vorgegangen ist. Außerdem denkt man in einer Schlacht so wenig, oder besser so viel, daß man keinen klaren Gedanken faßt, ein Bild verdrängt das andere, ein Erlebnis verjagt das andere, so daß wenig in der Erinnerung bleibt!

Nachdem wir eine schreckliche Regennacht durchgemacht hatten, in welcher an Schlaf nicht zu denken war, denn das Wasser schoß in Strömen über den Boden hin, wurden wir früh allarmirt. Es mochte halb vier Uhr sein. Anfangs ging es im ge-

wöhnlichen Schritte, dann immer schneller, zuletzt eilten wir im Lauffchritte auf eine Mühle zu. Es war die Gunstetter Bruchmühle. Die Marburger Jäger hatten dies Gebäude gestürmt und wir drangen dicht hinter ihnen vor. Bei der Mühle war eine kleine Brücke, zu deren Seiten, hauptsächlich links davon, wir durch die Sauer gingen und uns hinter derselben festsetzten. Vor uns lag die Landstraße nach Hagenau und dahinter die Höhen von Ebersbach und Spachbach. Wir bildeten den linken Flügel und hatten also den rechten der Franzosen vor uns. Die Gräben an der Landstraße waren dicht mit Zuaven und Turcos besetzt und über die Ebne weg sahen wir dunkle schwarze Punkte, die Köpfe der Neger, welche aus den Gräben sahen. Sie gaben sehr bequeme Zielpunkte ab.

Nach längerem Kampfe avancirte unser Bataillon nach der Landstraße zu und, obgleich wir auf der Ebne, über die wir mußten, sehr viel Leute verloren, kamen wir glücklich an unser Ziel. Vorher gelang es mir auch, mit einigen anderen Freiwilligen einen schwierigen Auftrag unseres Lieutenants glücklich auszuführen und dadurch unserer Compagnie das Avanciren wesentlich zu erleichtern.

Wir folgten noch eine kurze Zeit der Chaussee, dann wendeten wir uns den bewaldeten Höhen zu und gingen in der Richtung nach Elsfahausen. In einem Hohlwege, welchen wir zu passiren hatten, verloren wir sehr viel der Unsrigen, denn es regnete förmlich Kugeln.

Im Walde geriethen wir ganz dicht an die Zuaven und Turcos. Von Baum zu Baum mußten wir vordringen, hier war es wirklich Kampf ums Leben.

Und plötzlich war es mir, als gäbe mir Jemand einen fürchterlichen Stoß an das rechte Ohr. Da ich oft gelesen, wie Leuten in der Schlacht der Kopf abgeschossen worden war, dieselben es aber in der Hitze des Gefechtes gar nicht merkten, so schüttelte

ich mein Haupt hin und her, doch es saß noch ganz fest Also vorwärts! Allein plötzlich rieselte mir Blut so stark vom Kopfe, daß ich einsah, ich sei doch verwundet. Es war ein Streifschuß am Kopfe. Ich verband mich nun und lehnte mich wider einen einsamstehenden Baum, vor mir das brennende Elfsaßhausen, um das noch fürchterlich gekämpft wurde. So saß ich da, der Lärm verzog sich immer mehr, allein, verwundet und todtmüde und doch mit welch stolzem Bewußtsein: ich hatte mitgeholfen, ein Stück Weltgeschichte zu machen, und saß nun mitten in der Weltgeschichte; der Blick von ganz Europa ruhte auf mir! — Allmählig aber wurde es dunkel um mich, ich wurde durch Anstrengung und Blutverlust ohnmächtig! Wie lange ich gelegen, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, sah ich nur Verwundete und Todte um mich herum. Nun kam mir der Gedanke: haben wir gesiegt? Während ich so in schrecklicher Ungewißheit lag, erscholl Musik durch die Stille! Einen Augenblick horchte ich bang hin, war es Französische oder Deutsche Musik? Noch ein ängstliches Hinhorchen, da erscholl klar die Weise: Nun danket Alle Gott! Die Deutschen mußten gesiegt haben: nun danket alle Gott!

Ich raffte mich auf und ging, auf mein Gewehr gestützt, den Klängen nach. Doch nun machten sich auch meine leiblichen Bedürfnisse geltend. Seit Morgens 4 Uhr hatte ich nichts gegessen und jetzt war es wenigstens 4 Uhr Nachmittags. Mein Magen klapperte vor Hunger alle möglichen Märsche und mußte befriedigt werden. Ich kniete zu ein paar gefallenen Turkos, welche mich im Tode freundlich angrinsten, nachdem sie vorher auf Tod und Leben mit uns gekämpft hatten, und fand in ihren Tornistern Zwieback; gegen den Durst boten die vielen Regenspüßen Wasser.

Allmählig ward mir wieder etwas menschlicher. Nun wollte ich, um die Gemüthlichkeit zu erhöhen, mir eine Pfeife anstecken, ich griff in den Brodbeutel, doch meine schöne Pfeife, ein Geschenk

meines Freundes Droyßen, war ein Trümmerhaufen. Ich forschte weiter nach und fand: während ich verwundet dalag, war eine Kugel in den Brodbeutel gegangen, hier auf den Pfeifenkopf gestoßen, hatte ihn zertrümmert, dann ein Loch in meine Beinkleider gebrannt. Ihre Kraft war aber durch die Pfeife gebrochen und so lief nur ein blauer breiter Streifen um mein Bein. Der Pfeifenkopf hatte mein Bein gerettet, aber dabei auch sein theures Leben geendet. Friede seiner Tabaksasche!

Jedoch diese raffinirte Niederträchtigkeit der Franzosen entflamnte mich zu neuem Kampfesmuth. Denn was ist ein Krieger ohne Pfeife: eine Sommernacht ohne Nachtigallenschlag, eine Harfe ohne Saiten, eine Rose ohne Duft! Vorwärts trieb es mich, der todte Pfeifenkopf rief um Rache! Allein Badische Reiterei die gefangene Turkos und Spahis führte, kam mir entgegen und von ihnen erfuhr ich, daß die Schlacht vorbei sei. So mußte ich denn zurück. Bald traf ich den Vicefeldwebel F. unsrer Compagnie, der ein gutes Gemüth und einen noch bessern Cognac hat, und so suchten wir gemeinschaftlich unsere Compagnie auf. Die Kunde meiner Heldenthaten war schon dorthin gedrungen und so begrüßte mich der Feldwebel, als Höchstkommandirender der siebenten Compagnie (unsere Offiziere waren gefallen), sehr freundlich. „Sie haben sich tapfer gehalten, Sie sollen vor dem Bataillone belobt werden und das Weitere kommt nach!“ Bis jetzt ist allerdings noch Nichts erfolgt; doch wenn sich auch Niemand um mich kümmert, ich weiß, ich habe meine Schuldigkeit gethan, und dies Bewußtsein genügt mir!

Abends spät zog unser Regiment noch nach dem eine Stunde (von unserm Sammelplatze) entfernten Elfsaßhausen, um wieder einmal unter Dach zu kommen, nachdem wir bereits vier Tage hintereinander bivouakirt hatten. Obgleich wir alle todtmüde waren, gingen wir vorwärts in der Hoffnung, wieder einmal unter Dach zu kommen. Doch, es war eine eitle Hoffnung!

Ganz Elfsakhausen brannte und wir mußten wieder bivouakiren; statt Wachtfeuer brannte das Dorf.

Mir war das Glück günstig. In der Nähe eines abgebrannten Gehöftes fand ich ein kleines Häuschen zum Alleinbewohnen. Es war gerade groß genug für mich, ich machte es mir bequem darin und schlief köstlich die Nacht über. Den nächsten Morgen kam der eigentliche Besitzer der Wohnung und heulte und knurrte mich an. Mein Häuschen war nämlich eine große Hundehütte und der Besitzer ein mächtiger Kettenhund! Da wir strengen Befehl hatten, keinen Hausbesitzer zu beleidigen, räumte ich, mich höflich entschuldigend, das Hundehaus.

Sonntag war Ruhetag und Begräbniß der Gefallenen.

Gestern ging es weiter, angeblich nach Straßburg, das erobert sein soll. Hier sollte, hieß es, das ganze 87. Regiment, weil es sich bei Wörth so tapfer gehalten hätte, mit Gänseleberpasteten regalirt werden. Doch, daß dies Erfindung war, beweist, daß ich Euch, liebe Aeltern, heute von einem Heuboden schreibe.

Allein, ich muß jetzt schließen. Die drei Musketiere, von denen ich am Anfange sprach, drängen mich, meinen Schreibtisch unter sie zu theilen, daß ich offene Revolution fürchten muß, wenn ich ihnen nicht endlich willfahre. Lebt wohl, lebt Alle recht wohl!

IX.

In einem Gartenhäuschen an der Deutsch-Französischen Sprachgrenze, den 13. August.

Nachdem wir acht Tage schon über der Grenze sind, haben wir heute auch die Sprachgrenze überschritten. Und zwar, liebe Aeltern, sind wir heute schon auf Französischem Sprachgebiete,

gestern hörten wir noch verwälſchtes Deutſch. Vor acht Tagen aßen wir Erdäpfel, dann Grumbeern, geſtern grondbeeres und heute kochen wir uns pommes de terre.

Wo wir hinziehen, werdet Ihr fragen? Ja, wer weiß das! Nach dem Weſten zieht die Weltgeſchichte und wir ziehen mit ihr, um Weltgeſchichte zu machen. Ans Marſchiren habe ich mich nun ſchon gewöhnt! Theils habe ich es durch Uebung gelernt, theils habe ich aber auch mein Gepäc ſehr vereinfacht. Unwillkürlich fällt mir hierbei eine ſchöne Morgenländiſche Erzählung ein, die ich Euch, liebe Aeltern, mittheilen will. Es lebte einmal ein junger König, welcher, von Wiſſensdurfſt erfüllt, eine große Bibliothek ſich anlegte, um darin den Kern aller Weiſheit zu beſitzen. Bald aber ſah er ein, daß man viele Bücher vernichten könne und er behielt nur noch wenige, endlich nur noch ein einziges Buch, welches ihm fortan zur Richtſchnur ſeines Lebens dienen ſollte. Doch bald verbrannte er auch noch dieſes Werk und ließ nur einen Spruch überall in ſeinem Pallaste anſchreiben. Dieſer einzige Spruch war der Inbegriff aller Weiſheit, nach ihm lebte und regirte er und ſeine Regierung wurde als die beſte geprieſen.

Was hat dieſe Erzählung nun mit meiner Lage zu thun? Als ich von Mainz auszog, glaubte ich, man könne ohne eine gewiſſe Bequemlichkeit und ohne eine Menge Kleinigkeiten nicht leben. Ich packte meinen Tornifter mit allem Möglichen voll: mit Bürſten aller Art, Stiefeln, Hemden, wollnen Sachen ꝛ. Und jetzt? ein Stück nach dem andern flog heraus! Von allen Bürſten behielt ich nur noch eine, die mir jetzt der Inbegriff aller Bürſten iſt, denn auf der einen Seite dient ſie zur Kleider-, Haar- und Zahnbürſte, auf der andern zur Auftrag-, Wiſch-, Glanz- und Gewehrbürſte. Mein zweites Paar Stiefel ſteht bei Hagenau im Dreck! Sie transit gloria mundi! Ich habe meine Lebensweiſe ſehr vereinfacht und befinde mich dabei ganz wohl.

Doch ich muß jetzt den Brief unterbrechen, um Kaffee zu mahlen. Mit Mahlen verbindet Ihr, liebe Aeltern, wohl auch den Begriff einer Mühle. Allein da habt Ihr fehlgeschossen, Kaffeemühlen führen wir nicht bei uns: mit dem Gewehrkolben werden die Bohnen zerfchlagen und dann noch mit dem Fashinenmesser bearbeitet. Die Brühe, welche davon gekocht wird, hat allerdings nicht viel mehr mit dem Kaffee gemein, als daß sie warm ist, von bräunlicher Farbe und daß hin und wieder eine Bohne darin herumschwimmt. Allein man bekommt wenigstens etwas Warmes in den Leib und das ist die Hauptsache, da wir oft erst abends spät wieder dazu kommen, Feuer anzumachen und zu kochen!

Vergangnen Dienstag und Mittwoch zogen wir durch die Bogesen, immer in Gefechtsformation aufgestellt. Allerdings sah es manchmal auch recht verdächtig in den Schluchten und engen Waldthälern aus. In viele Felsen waren Höhlen eingehauen, in welche die Bauern aus den umliegenden Dörtern sich und ihre besten Habe vor den Prussiens gerettet hatten. Sie sahen selber verwundert mit dumm erstaunten Gesichtern auf uns herab und konnten wohl gar nicht begreifen, wie es käme, daß wir keine kleine Kinder auf die Bayonette gespiest hätten, wie ihre Journale es doch abbildeten, und daß wir uns überhaupt weit anständiger betragen, als ihre edlen Hilfsvölker, die Turkos und Spahis, die Vertreter der Französischen Civilisation!

Am Mittwoch, den 10., hatten wir die fürchterlichste Nacht bis jetzt, hoffentlich die schrecklichste im ganzen Kriege. Abends wurden wir allarmirt und es ging bis dicht vor Pfalzburg. Wir hörten heftiges Schießen, doch allmählig verstummte es und so wurde befohlen, sich zu lagern. Es fing gelinde an zu regnen, wir machten trotzdem Feuer an, der Regen aber wurde immer stärker, so daß alle Wachtfeuer erloschen. Wir bauten uns nun Hütten und Schirme von Laub und zündeten wahre Höllefeuer

an. Endlich kauerte ich mich auf meinen Tornister, um ein wenig zu schlafen. Allein bald wachte ich wieder auf und saß, wie in einem Nachen, auf meinem Tornister, rings umgeben von einer Wasserwüste. An Schlaf war nun doch nicht mehr zu denken, ich watete durch die Gewässer zum nächsten Wachtfeuer und brachte dort die übrige Nacht zu, immer auf der dem Feuer zugewandten Seite halb gebraten, auf der abgewandten Hälfte halb zum Eiszapfen gefroren. Doch wie Alles vorbeigeht, ging auch diese Nacht vorüber. Ich kenne nun die Schauer einer Regennacht! Die Nacht vor der Schlacht bei Wörth war gewiß eine schlimme, doch gegen die vor Pfalzburg ist sie noch schön zu nennen.

Aber es wird nun dunkel, darum schließe ich. Lebt wohl!

X.

Lunéville, den 19. August.

Mir geht es ziemlich gut. Heute schreibe ich Euch, liebe Aeltern, aus dem hiesigen Lazarethe. An sehr heftiger Cholérine leidend, kam ich am vorigen Dienstag, den 16., hierher. Jetzt geht es mir schon wieder besser, wenn ich auch noch sehr schwach bin. Ihr könnt also meiner wegen außer Sorgen sein. Die Pflege durch Französische barmherzige Schwestern ist recht gut und so hoffe ich bald wieder zu genesen. Vielleicht dauert auch der Krieg nicht mehr lange und wir sehen uns dann alle fröhlich in Frankfurt wieder, da sich ja mein Bruder Friedrich nun auch wieder auf dem Wege der Besserung befindet. Lebt nun wohl, liebe Aeltern, und grüßt alle, alle recht herzlich und seid meiner wegen außer Sorgen.

XI.

Lunéville, den 26. August.
Ambulance internationale, Rue Bosquet.

Ich befinde mich wieder bedeutend auf dem Wege der Besserung. Allerdings werde ich vor den ersten drei Wochen das Lazareth nicht verlassen, denn ich hatte einen Unterleibstypus. Das Fieber hört nun fast ganz auf und ich fühle mich wieder bedeutend behaglicher. Aber ich war schwer krank, das merke ich jetzt erst.

Schon in Lunéville, wo wir Sonntag, den 14., einrückten, fühlte ich mich sehr krank, allein ich sollte noch weiter gebracht werden, da in Lunéville die Lazarethe sehr besetzt waren. Montag früh fuhr ich daher in einem Wagen dem Bataillone nach. Abends verschlimmerte sich mein Zustand sehr und wäre vielleicht lebensgefährlich geworden, hätte sich nicht unser Landsmann, der Vicefeldwebel B., so treulich meiner angenommen und mich mit der größten Sorgfalt verpflegt. Die Nacht lag ich auf einem Heuboden (doch durch B. hatte ich wenigstens Bett erhalten,) im schrecklichsten Fieber und phantasirte so laut, daß meine ganze Korporalschaft kein Auge zuthun konnte. Den nächsten Morgen kam gleich der Stabsarzt und erklärte, ich müsse ins Lazareth und zwar sollte ich nach Lunéville zurück. Ich stieg im Dorfe auf einen Wagen, was weiter mit mir geschehen ist, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Bette, neben mir stand eine barmherzige Schwester und eben trat ein Arzt herein: Est-il mort? fragte er an mein Bett gehend. Pas encore! antwortete die barmherzige Schwester. Eine tröstliche Versicherung für mich! Wieder schlief ich ein und erwachte erst am nächsten Morgen. Uebermals stand der Arzt da: Vive-t-il encore? Das war mir denn doch zu bunt! Ich

konnte mich nicht mehr halten: Oui, monsieur, ja wohl, er lebt noch, und hofft auch trotz Aerzten und Quackfalbern am Leben zu bleiben! — Und wirklich wurde es von da an besser mit mir! Die Krankheit läßt von Tag zu Tag nach und die Kräfte kommen langsam zurück. Vor allem bedarf ich jetzt der Ruhe; nun, die genieße ich hier hinlänglich, denn, was der allzeitfertige Stadtpoet Pindarus einst sang, läßt sich auch auf ein Militär Lazareth anwenden:

Gleich in Nächten, gleich am Tage,
Schaun die Guten ewig Sonne
Und ein Leben sonder Mühe.

Ein Tag verfließt, wie der andre, mühelos, langweilig! Daher will ich Euch einen Tag aus dem hiesigen Leben beschreiben und Ihr kennt alle. Morgens früh sechs Uhr, wenn man noch in süßem Schlummer künftigen Thaten entgegenträumt, fahren plötzlich ein Paar Franzosen, wie Geister der Hölle, zu den Thüren herein und beginnen mit großen Besen die Stuben zu kehren. Um sieben Uhr werden zwei große Siebkannen mit Kaffee (?) hereingetragen und derselbe dann in Näpfe ausgegossen, dann, um uns den Leidenskelch etwas zu versüßen, wird die Brühre reichlich mit Syrup vermischt. Wenn dieser Himmelstrank glücklich hinuntergewürgt ist, findet großes Leyer der aufstandsfähigen Kranken statt. Eine Stunde später ist Morgenandacht für die anwesenden Franzosen (uns Deutsche will man wohl dem Teufel und seinen Genossen überlassen). In der Mitte des Saales kniet eine barmherzige Schwester, um sie im Halbkreise die kranken Französischen Gefangenen, und nun wird ein langes geistliches Lied gesungen. Ist dasselbe geendet, so folgt ein ebenso langes Gebet, doch zwischendurch giebt die Schwester auch an, was gekocht werden soll und die Franzosen unterhalten sich halblaut über die politischen Ereignisse. Um zehn Uhr erscheint der Französische Arzt, monsieur le medecin Hippopotame.

Appétit? ist immer seine erste Frage. Oui, oui monsieur! antwortet fast Jeder. Voulez vous aben bouillon? jawohl! fleis? ja, recht viel Fleisch! Rien que de ris au gras, wendet sich dann der Arzt an den Apotheker, der ihm immer folgt. Erst also wird uns der Mund wässrig gemacht nach allen möglichen Leckerbissen und dann bekommt man nur dünne Reissuppe! — Der Apotheker ist ein komischer Mann! Er hat längere Zeit in Schwaben gelebt und dort Deutsch gelernt. Er thut sich auch viel zu gut auf seine Kenntniß der Deutschen Sprache. Oft hat er uns schon lange Reden in Deutscher Sprache gehalten, wovon wir kein Wort verstanden, dann unterhielten wir uns wieder mit ihm und er verstand uns nicht, so daß er gewöhnlich ärgerlich am Ende der Unterhaltung ausruft: „Que vous le sourisle beiss, i comprends nix koi wörtle!“

Doch da jetzt schönes Wetter, will ich zum ersten Male wieder ein wenig ins Freie unten in den Garten. Ich schließe nun und werde Euch, liebe Aeltern, das Weitere ein andres Mal schildern.

XII.

Lunéville, den 2. September 1870.

Meine Krankheit ist nun vorbei, doch ich fühle mich noch außerordentlich schwach, vor den ersten vierzehn Tagen kann ich nicht fort, dann aber gelingt es mir wohl, mich nach Frankfurt dirigiren zu lassen. Ich sehe dann Euch, liebe Aeltern, und alle Lieben wieder und hoffentlich ist bis dahin auch das Ende dieses Krieges da. Dann kann ich mich rasch erholen und wer denkt

an schönen Tagen an die Wolken des verfloffenen Jahres? Also wollen wir mit hellem Blicke in die Zukunft schauen!

Ich fahre nun fort in der Beschreibung des hiesigen Lebens.

Wenn der Arzt seinen Rundgang gemacht hat, werden wir ärztlich verpflegt. Eine barmherzige Schwester geht mit einem Apparate zum Schröpfen an jedes Bett, ein barmherziger Turko folgt ihr mit einer Klisterspritze. Wer eine innerliche Krankheit hat, wird mit stärkenden Kräutern klistirt, wer verwundet ist, oder irgend eine äußerliche Krankheit hat, wird geschröpft. Batt der'sch niz, so schadt der'sch niz!

Um Zwölf ist Hauptmahlzeit. Gewöhnlich bekommt man eine Suppe, die ganz mit Lorbeerblüthen bedeckt ist! Nun es ist sehr schön, wenn selbst die Feinde die Tapferkeit der Deutschen Truppen anerkennen und ihnen dies durch den dargereichten Lorbeer versinnbildlichen, allein wenn man den Lorbeer von der Suppe wegschöpft, bleibt nichts als dünne Reissuppe. Dann kommt ein Teller mit Fantastefleisch, an welchem man die Lehre von der Seelenwanderung studiren kann. Was vorgestern noch als Kaze herumspwang und gestern als Haase beim Restaurateur galt, wird uns heute als Kalbsragout im Lazareth vorgefetzt. Zum Schluß folgt ein Glas Rothwein. Dies ist noch das Beste am ganzen Mittagessen. Wenn das Essen vorbei ist, so rückt Alles, was laufen, gehen, humpeln und kriechen kann, aus dem Lazareth, um in einer der benachbarten Wirthschaften — zu Mittag zu essen. Nur ein Pollak bleibt immer im Lazareth und bereitet sich nun sein Mahl. Nachts fängt er nämlich Mäuse, an welchen hier durchaus kein Mangel ist, zieht ihnen das Fell ab und verzehrt sie noch mit Zusatz von etwas Pfeffer. „Kann ich fressen Lazarethkost hiesiges, kann ich auch fressen Mäuse!“ meint er.

Um die Zurückbleibenden aber auch zu erheitern, besuchen die barmherzigen Schwestern unter Vorantritt der Schwester Köchin

nach Tische die bettlägerigen Kranken und führen eine leichte schäderhafte Unterhaltung. Êtes-vous marié? lautet immer die erste Frage. Ist diese bejaht, so folgt: Avez-vous des enfants? Sind aber beide Fragen verneint, so fragen sie: Avez-vous une future? Bejaht man dies, so wird man außerordentlich bedauert: Ah, le pauvre garçon, ah la misérable guerre, la malheureuse future! — Ueberhaupt sind die barmherzigen Schwestern sehr wißbegierig!

Abends giebt es wieder Suppe und dann verkündet bald ein allgemeines Sägen und Rasseln, daß wieder ein Tag in das Meer der Ewigkeit geflossen ist und im Lazareth alles in Morphens Armen liegt.

XIII.

Lunéville, den 9. September.

Wiederum, liebe Aeltern, habe ich einen bedeutenden Schritt in meiner Genesung gemacht. Zu meinem Regimente komme ich wohl gar nicht mehr. Denn, nachdem Napoleon gefangen ist, sein Heer fast vollständig geschlagen, und, wie seit gestern hier die Nachricht, auch Straßburg erobert, kann der Krieg nicht mehr lange dauern und der langersehnte Friede muß bald kommen! Merkwürdig und bezeichnend für die Franzosen ist, wie ich die Gefangennahme Napoleons erfuhr. Schon lange hatten wir unbestimmte Gerüchte von derselben gehört, doch wird hier so vieles erzählt, daß man nicht alles glauben kann. Am vorigen Montage ging ich zum ersten Male in den Garten, der unserm Lazareth gegenüber ist und an welchem das Stadthaus liegt. Möglicherweise öffneten sich am Stadthause im ersten Stocke die Fenster und

heraus flog die Büste Napoleons, die seiner Frau Gemahlin folgte und die Lulus war die Dritte im Bunde! Alle drei zerschellten klirrend auf dem Pflaster. Dies zeigte gewiß sehr drastisch, daß der große Napoleon jetzt auch gestürzt ist! Gleich darauf wurde eine Banner mit den Lilien herausgehängt. Die Französische Königsfahne wurde zwar den Tag darauf, wie man sagt, auf Befehl des Deutschen Gouverneurs, wieder entfernt.

Nachmittags haben wir hier immer Afrikanisches Wüstenconcert. Die im Lazareth verpflegten Turkos und Spahis legen sich nämlich nach Tisch zur Verdauung den langen Weg in den heißen Sand, der auf dem Kasernenplatze (unser Lazareth ist nämlich in einer Kürassierkaserne), ein alter Scheit steigt oben auf einen Tisch und stimmt schwermüthige heimatliche Gesänge an. Sind es Lieder zur Ehre Allahs und seines Propheten oder Gedichte zum Preise ihres fernen Vaterlands oder zum Lobe ihrer pechschwarzen Herzensköniginnen? Leise klagend tönen die Lieder durch die schläfrige Mittagluft. Immer leiser wird der Gesang, endlich erstirbt er ganz. Doch da hört man ein andres Getöse, wie das Brausen eines herannahenden Samums. Die Wüstenföhne sind ent schlummert und weilen im Traume im fernen Afrika bei ihren Weibern und Kameelen und schnarchen und schnacksen zu Allahs Ehre! Da schallt der Ruf: Au souper! und die Gefangenen erwachen und erhalten statt von Zuleiken und Fatmen eine Kürbischale mit Dattelschnaps, von barmherzigen Schwestern eine Schale Wasseruppe!

XIV.

Lunéville, den 15. September.

Endlich kommen mir meine Kräfte zusehends wieder und ich fange an, mich von Tag zu Tag stärker und wohler zu fühlen!

Da ich jedoch glaube, mich am besten bei Euch, liebe Aeltern, erholen zu können, so habe ich gestern mit dem Arzte gesprochen und der Oberstabsarzt stimmte zu, daß ich in etwa acht Tagen, also den 22. dieses, zu Euch mit einem Sanitätszuge reisen kann. Dort werde ich mich bald erholen, und wenn dann, wie zu hoffen ist, der Krieg auch bald zu Ende geht, dann, liebe Aeltern, kann ich wohl auch bald zu meinen Studien gehen und diese böse Zeit wird bald wie etwas Längstvergangnes hinter uns liegen und wir werden uns um so mehr des Friedens, dessen Werth man erst recht im Kriege schätzen lernt, freuen. Also wollen wir getrost einer schönen hellen Zukunft entgegensehen, wenn es auch jetzt noch etwas trübe aussieht, durch Nacht zum Licht! Gestern habe ich hier noch eine interessante Bekanntschaft gemacht. Unter den katholischen Geistlichen fand sich ein Professor der Universität München. Als dieser hörte, daß ich Student sei, wandte er mir seine besondere Aufmerksamkeit zu und ich konnte mich einmal wieder mit Jemand über Anderes unterhalten, als über die Kost und die Betten im Lazareth, über schönes und schlechtes Wetter und ähnliche sehr interessante Gegenstände.

Ich habe mich schon mit den nöthigen Reisefachen ausgestattet, habe mir zwei Decken gekauft, die wärmer als ein Mantel halten, auch mich mit wollenen Hemden versehen und mir eine Jagdweste gekauft, die mir die Verkäuferin außerordentlich anpries: sie rafräichirt die Aäme und hält warm das Bauch!

So bin ich wohl ausgerüstet und kann, selbst wenn die Bitterung ungünstiger werden sollte, ruhig und getrost die Reise antreten. Also auf fröhliches Wiedersehen bei Euch in Frankfurt. Dann hänge ich mein Schlachtenschwert an die Wand und brauche es hoffentlich nie mehr zu ziehen! Lebt wohl!

XV.

Lunéville, den 22. September.

Täglich sollen wir uns zur Abreise bereit halten, jeder Tag kann mich zu Euch bringen! Also macht Alles zu meiner Aufnahme zurecht. Lasset ein Kalb megen und brodeln, und backen und braten, was das Zeug hält! Denn bald wird der Tag kommen, wo meine Kleinen Brüder singen können:

Unser Bruder kam der Balthasar,

Darum tanzen wir den Balthasar!

Dann stelle ich, ein müder Wanderer, meinen Stab in die Ecke und ruhe bei Muttern aus, denn da ist es doch am besten. Durch Eure treue Pflege, liebe Aeltern, hoffe ich dann bald zu gesunden und dann wird sich der Friede wieder über unser Vaterland herabsenken und wir werden so froh und glücklich leben, wie früher. Also auf baldiges fröhliches Wiedersehen.

XVI.

Frankfurt a. M., den 10. October 1870.

Mein lieber Drosfen!

Herzinnig hat mir die warme Theilnahme wohlgethan, welche Du an meinem Schicksale nimmst. Darum rihte ich auch den ersten Brief, den ich nach überstandener Krankheit schreibe, an Dich, lieber Freund! Wie Du gehört haben wirst, war ich in Lunéville im Lazareth und zwar sechs Wochen. Auch dann wäre ich noch nicht nach Deutschland gebracht worden, allein im benachbarten Bacarat hatten sich etwa 2000 Franc tireurs gesammelt und drohten, unser Lazareth zu überfallen. Uns Kranken

wurden die Waffen wieder ausgetheilt, um uns nöthigenfalls vertheidigen zu können. Allein was hätte mich ein Gewehr genügt, hätte ich es doch kaum an die Wange legen können. Der Stabsarzt drang nun darauf, daß wir Typhuskranken nach Deutschland geschafft würden, da wir in beständiger Angst vor einem Ueberfalle waren. So gingen wir denn in den letzten Tagen des September von Lunéville weg. Wir brauchten zwei Tage, um bis an die Grenze zu kommen. Württembergische und Sächsische Reiter ritten immer ein Stück dem Zuge voraus, um zu sehen, ob nichts Verdächtiges sich zeige, dann fuhr der Zug etwas weiter und blieb wieder halten, bis die weitere Strecke untersucht war. Wir waren herzlich froh, als wir endlich die Vogesen hinter uns hatten. Montag, den 26., kam ich in Frankfurt an. Als hier der Platzkommandant meiner ansichtig wurde, brach er in lautes Lachen aus und bat mich, ihm erst zu sagen, welchem engern Deutschen Vaterlande und welcher Truppengattung ich eigentlich angehöre. Ich sah mich an und mußte selbst in das Gelächter mit einstimmen, denn ich war des Proteus Ebenbild und es konnte allerdings Niemand wissen, was ich eigentlich sei! Da ich in Lunéville wieder außer Bett sein durfte, fand sich von meiner Uniform nur noch der Rock vor! Das Uebrige wurde also so gut, wie möglich, ergänzt. Ich trug ein Paar Turkoschuhe, darüber folgten Extrahosen eines Preussischen reitenden Artilleristen, bis obenhin mit Leder besetzt. Dann hatte ich den 87. Infanterierock an, ein Französisches Taschenmesser und einen Würtemberger Brodbeutel umhängen. Als Kopfbedeckung diente mir eine Sächsische Infanteriemütze mit großem Schilde und auch die Kavallerie war an mir vertreten, denn ich trug über der Uniform einen Bairischen Reitermantel. Ganz Deutschland, Nord und Süd, alle Waffengattungen hatten also mich kleiden helfen; und ich war ein Bild des einigen Deutschlands nebst Französischen Eroberungen, und die Frage des Kommandanten:

„Was sind Sie denn eigentlich?“ war gewiß sehr berechtigt! Ich sollte nach Mainz weiter geschafft werden, doch fuhr ich zu meinen Aeltern. Es war ein trauriges und doch auch frohes Wiedersehen! Ich, der ich ausgezogen war, um mit Victor Hugo zu sprechen, als Krieger von Eisen, Bürger von Basalt, als Jugendkraft, Thatendurst, Mauer, bin zurückgekehrt als geknickte Lilie, zerrissne Harfe, als Typhus, Friedensliebe, Zipperlein. Durch die Aufregung der Reise habe ich einen Rückfall gehabt und nur langsam erhole ich mich jetzt. Doch die Pflege hier im Hause könnte selbst einen Todten wieder erwecken und so hoffe ich bald wieder zu genesen. Lieber Freund! Ein erhebendes Gefühl hatte ich neulich! Wenn ich früher krank war, so kamen nur ein Paar Freunde, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Jetzt aber ist dies anders: der Staat, die ganze Preussische Monarchie, nimmt Antheil an mir. Am Montag kam ich an, den nächsten Tag erschien schon ein reichuniformirter Herr und erkundigte sich sehr angelegentlich nach meinem Wohlbefinden, es war ein Stabsarzt.

Mein lieber Droysen, ich schließe nun, da ich noch keine langen Episteln schreiben kann. In den Krieg hoffe ich nicht mehr zu kommen. Da ja Straßburg nun gefallen, Metz auch bald sich ergeben muß, so wird sich Paris auch nicht lange mehr halten und ich kann wohl mich hier völlig ausheilen und dann wieder zu meinen Studien zurückkehren.

XVII.

Frankfurt a. M., den 18. December.

Mein Lieber Droysen!

Als ich Dir zum letzten Male schrieb, war ich noch recht krank. Durch die treue Pflege im Aelternhause bin ich nun wieder

gesund geworden. Ich habe nun beinahe ein Vierteljahr lang Nichts weiter getrieben, als gut gegessen, viel getrunken, Nichts gethan und Tabak dazu geraucht. Ich fühle mich nun wohler, als je. Doch mit der Gesundheit ist mir auch wieder neuer Thatenbrang gekommen!

Du, mein lieber Hans, bist nun auch ins Feld gezogen, um Lorbeerbekränzt heimzukehren. Fritsch, der hier als Typhusreconvalescent war, besuchte mich neulich, brachte zwei rothe Garibaldirhemden mit und einen Paß Deutschen Siegestknafter, meinte, die Lorbeeren seiner Landsleute, der 107er, beim letzten Ausfalle ließen ihn nicht mehr schlafen, er wolle auch wieder in den Muthstrudel der Kraftmänner. So sind denn alle meine Freunde wieder im Felde. Und ich soll hier einsam und allein als letzte Rose duften? Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen. Ich folge Euch, ich ziehe auch wieder ins Feld. Gegen das Kaiserreich habe ich dereinst gekämpft, nun will ich auch gegen die Republik streiten!

Nur noch das Weihnachtsfest, das Fest des Friedens und der Freude, will ich hier im Kreise der Familie feiern, dann im neuen Jahre zu neuen Thaten stürz' ich mich in den Strudel, Strudel rein! Lebe wohl, auf Wiedersehen in Paris!

Zweiter Theil.
Briefe aus dem Jahre 1871.

XVIII.

Mainz, den 7. Januar 1871.

Meine lieben Aeltern!

Frisch, fromm, frei und fergnügt, bin ich hier im gesegneten Lande der „Worzelbercht und Schmierseif“ angekommen! Mein kleiner Zwillingbruder nahm mich an der Landungsbrücke in Empfang und ich stieg im großen Gasthose zum goldnen Schwannen ab.

Nachdem ich fein gepuht hatte, ging ich auf das Bataillonsbureau um mich anzumelden. Hier traf ich Lieutenant Panse, welcher nach Wörth unsere Compagnie führte. Er begrüßte mich und fragte, ob ich schon Unteroffizier sei und das Eiserne Kreuz hätte? Ich sah ihn an, wie eine Kuh eine Spanische Grammatik. Er staunte ebenfalls, daß dies noch nicht geschehen wäre. Gleich nach der Schlacht von Wörth habe Lieutenant Kämmerer, der damals unsre Compagnie führte, mich zum Eisernen Kreuz eingegeben und ebenfalls zum Unteroffiziere. Er, Panse, habe diese Eingabe sehr unterstützt und Kämmerer habe nochmals vom Laza-

rethe in Mannheim aus, sich für mich verwendet. So sei mir denn auch am 18. November das Eiserne Kreuz zuerkannt worden. Ihr könnt Euch denken, liebe Aeltern, wie sehr mich das freute. Ich habe zwar immer das Bewußtsein gehabt, bei Wörth meine Schuldigkeit gethan zu haben, allein eine äußere Anerkennung thut einem doch auch wohl, besonders dieses ehrwürdige Eiserne Kreuz. So hoffe ich mich bald als Kreuzritter Euch vorstellen zu können. — Heute Nacht umgaukelten mich denn auch die angenehmsten Träume. Mir war es, als sei ich in der Kaiserstadt Berlin und es habe bei Kaisers ein Thé dansant stattgefunden (als Kreuzritter bin ich nämlich auch hofballfähig). Ich wäre also, träumte mir weiter, auf den Ball gegangen und hätte die ganze Nacht mit Prinzessinen gewalzt, mit Fürstinnen herumgepolkt und mit Gräfinen Zweetritt getanzt.

Heute Morgen sah ich auch, wozu man hier in Mainz Turkos gebraucht. Ein solch schwarzer Wüstensohn zog, in Leinenhosen, aber mit Pelzhandschuhen und einer Pelzmütze versehen, eine große Mägdekiste an einem Stricke durch den Schnee. Die Kiste war sehr blumenreich und mit einem schönen Verslein versehen:

Rosen, Nelken, Veilchen,
Blühen nur ein Weilchen,
Doch unsrer Freundschaft Harmonien
Sollen ewig grünend blihen!

In der Kiste aber saß ein Knabe und ein Mädchen. Der Junge lernte noch eifrig für die Schule, das Mädchen aber knottelte an einem Strickzeuge, ich konnte nicht erkennen, ob es ein Strumpf für seine Mutter oder eine Nachtkappe für den Herrn Vater war. Dem Turko aber machte die Fahrt so viel Vergnügen, daß er einmal über das andremal in die Hände schlug und in tiefen Gurgeltönen rief: „Allah il Allah, tralalla, vallerala!

XIX.

Mainz, den 10. Januar 1871.

Damit Ihr, liebe Aeltern, Euch beruhigt und seht, daß ich hier nicht mit Dienst überhäuft bin, will ich Euch einen Tag aus dem Leben, wie ich es führe, schildern.

Es ist morgens 6 Uhr. Der Tambour wirbelt vor der Hauptwache seine Reveille, daß es weithin schallt, im goldnen Schwanen, Zimmer Nr. 7, hört man lautes Schnarchen. Der rüstige Fuhrmann raffelt mit schwerbeladnem Wagen vorbei, der muntere Schiffer rudert auf dem Rhein, das Leben auf der Straße erwacht und Leonore fährt ums Morgenroth, auf Zimmer Nr. 7 hört man noch immer schnarchen. Vom nahen Thurne der Liebfrauenkirche dröhnt es mit mächtigen Schlägen acht Uhr, da vernimmt man im Zimmer Nr. 7 einige laute: uah, uaaah! und eine leichtgeschürzte Adonisgestalt entspringt einem großen Himmelbette, das bin ich! Ich zwänge mich nun in die königlich Preussische Commisuniform und eile zur Wirthsstube, um Kaffee mit obligaten Butterbemmchen zu genießen und die neuesten Zeitungen zu lesen. Während des Frühstückes ist gewöhnlich vor meinem Hause Vocal- und Instrumental-Concert. Die kleinen Kinder aus der Nachbarschaft singen nämlich dann die Mainzer Nationalhymne:

„Hol mer mal die Wozelbercht,
 Hol mer mal den Schwamm,
 Bring mer aach die Schmierseif her
 Um den enge Kamm!“

unter Begleitung von Gießkannen, Blechbedeln und andern musikalischen Instrumenten. Wenn während dieser Musikpiece sich nicht schon einige unmusikalische Mütter ins Mittel legen, folgt dann mit vollem Orchester „die Wacht am Rhein“. Dann

aber fliegen stets einige Hausthüren auf und Weiber mit aufgelösten Haaren vertreiben mit geschwungenen Besen die junge Künstlerchaar. Und das Finale ist jedesmal ein großes Geschrei!

Um neun Uhr holt Friedrich mich gewöhnlich ab und wir stürzen uns in das Mainzer Leben. Entweder gehen wir, jedoch mit Insektenpulver versehen, auf den Krempelmarkt, um dort die gloriwürdigen Reste der Vorzeit zu bewundern, oder wir schwelgen im Anblicke der Schillerstatue. Nachher genießen wir einen Frühshoppen und dann gehe ich in die Kaserne zum Appell. Dort rauche ich meine Cigarre und darauf erscheint gewöhnlich der Unteroffizier und berichtet mir mit sehr wichtiger Miene: „Für Sie ist heute gar nichts von Dienst da!“ In Folge dessen begeben wir uns zum Mittagessen, wo ich Friedrich treffe. Nach Tisch gehen wir wieder spaziren, machen einige Besuche, dann wird wieder ein kühler Trunk eingenommen und so hinlänglich gestärkt, können wir in Ruhe die Zeit abwarten, wo wir zum Nachtessen wallen. So vergehen die Tage für uns Reconvallescenten. Ich denke eben, liebe Aeltern, so lange wir hier in Mainz sind, ruhen wir uns noch nach Möglichkeit aus und genießen die Freuden des Lebens, denn im Felde erwarten uns doch neue Entbehrungen. Also genießen wir hier, so lange wir noch können, das Leben, denn

Lebe wie Du, wenn Du stirbst,
Wünsche wohl gespeist zu haben!

XX.

Mainz, den 19. Januar 1871.

Die lauen Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln bei Tag, sie wehen bei Nacht,
Damit der Schnee verschwände,

Das Eis, es schmilzt und geht hinweg,
 Es ist ein Schmier, ein Schmutz, ein Dreck,
 'Ne Schweinerei ohne Ende!

Denn die Straßenreinigung ist hier noch im Stande der Unschuld, die Sonne und der Wind müssen das Meiste thun.

Heute ist denn auch endlich ein Eisernes Kreuz für mich nebst Glückwunschsreiben vom Regimente angekommen und das Kreuz prangt heute Nachmittag in meinem zweiten Knopfloche!

Das Schreiben lautet:

Viroflay, den 15. Januar 1871.

Das Regiment theilt Ihnen hierdurch mit, daß Sie unterm 18. November 1870 für Ihre in dem Gefechte bei Weissenburg und in der Schlacht bei Wörth bewiesene hervorragende Umsicht und Kaltblütigkeit mit dem Eisernen Kreuze 2. Klasse beliehen worden sind und Letzteres nebst Band heute diesseits dem Königlichen Ersatzbataillon zur Aushändigung an Sie übersandt worden ist.

Gleichzeitig spricht Ihnen das Regiment seinen Glückwunsch aus zu der genannten Decoration.

J. B.

Schulz,

Major und Bataillons-Commandeur.

Nun habt Ihr, liebe Aeltern, auch einen Ritter p. p. als Sohn. So habe ich mir bei Wörth also nicht nur das böse, sondern auch das Eiserne Kreuz geholt. Jetzt stehe ich keinem meiner Freunde nach. Sind diese Lieutenants, so habe ich mir als einfacher Gefreiter den Orden verdient und dies ist gewiß auch ehrenvoll. Ich sehe ein, daß ich zu einem Lieutenant nicht passe, also mag ich trotz mancher Aufforderungen und Anerbieten nicht weiter avanciren. Das Preussische Heer verdankt gewiß einen großen Theil seines Erfolges gerade dem Umstande, daß auch

die Gemeinen mit gebildeten Elementen durchsetzt sind, die dann die Ungebildeten mit sich führen und fortreißen.

Ueber unseren Ausmarsch kann ich Euch noch nichts Bestimmtes schreiben, doch hat schon vergangenen Montag unsere neue Ausrüstung begonnen. Am Anfange nächster Woche ist sie jedenfalls beendet und dann kann es jeden Tag fortgehen!

XXI.

Mainz, den 28. Januar 1871.

Heute ist denn endlich der Befehl gekommen, daß wir diesen Abend zum Regimente abfahren sollen. Liebe Aeltern! Da jetzt die Capitulation von Paris in den nächsten Tagen erfolgen muß, so werden wir wohl kaum mehr in ein ernstliches Gefecht kommen und Ihr könnt unsertwegen ganz ohne Sorge sein. Hoffentlich wird jetzt bald Friede geschlossen und wir werden uns dann fröhlich in Frankfurt wiedersehen. Lebt wohl!

XXII.

Auf der Eisenbahn.

Gestern Abend um halb elf Uhr verließen wir Mainz, um auf einem militärischen Vergnügungszuge nach Frankreich zu gehen.

Heute Morgen vier Uhr wurden wir in Landau mit Kaffee bewirthet. Alle Wohlgeschmäcker des glücklichen Arabiens und

alle Wohlgerüche der Deutschen Sichorienfelder und Gelberüben-
äcker waren hineingezaubert.

Soeben fahren wir an Weissenburg vorüber und dem Gais-
berge. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man jene
Felder, wo im August so ein fürchterliches Treiben herrschte,
jetzt so einsam, still und verlassen daliegen sieht, von einer
Schneedecke verhüllt. Nur einzelne Kreuze, welche hier und da
aus dem Schnee hervorragen, erinnern uns daran, daß hier
einst Kampf getobt hat.

Draußen ist es ziemlich kalt, doch Friedrich und ich, wir
sizen ganz gemüthlich in unserm Coupé. Wie die Zwiebeln, ist
jeder von uns in neun Häute gehüllt. Ueberhaupt sehen die
Musketiere alle aus, daß man eher glaubt, ein Haufe Pelznickel
und Haulemännchen führen zu einem Picnic nach dem Blocks-
berge, als daß Preussische Krieger in das Feld zögen.

Nachmittags 4 Uhr.

Endlich geht es von Hagenau weiter, wo wir stundenlang
hielten. Oben auf der Brücke stehen sehr feingekleidete Herren
und Damen und drehen uns Nasen, strecken uns die Zunge
heraus und machen ähnliche Complimente. Diese Höflichkeitsbe-
zeugung wird erwidert durch den Ruf: Paris kaput! Frank-
reich grand malheur! — Weit werden wir heute nicht mehr
kommen.

XXIII.

Ranzig, den 30. Januar 1871.

Heute sind wir in Folge des eingetretenen Waffenstillstandes
hier liegen geblieben. Ich bin sehr gut einquartirt. Heute Nach-

mittag haben wir, Friedrich und ich, uns die Stadt angesehen, die wirklich sehr hübsch ist. Ich wäre gar nicht ärgerlich, wenn wir noch einen Tag hier blieben. Friedrich, dessen Quartier bedeutend schlechter, als meines ist, wohnt bei mir. Mein Quartiergeber bot ihm an, bei mir sich einzuquartieren und wir nahmen es mit Dank an.

Ich schließe nun, da ich vom Eisenbahnfahren hundemüde bin. Dafür erzähle ich Euch aber auch das nächste Mal eine herrliche Geschichte, welche mir in Zabern passirt ist, vom singenden Schloße — doch weiter verrathe ich nichts. Also lebt wohl!

XXIV.

Auf der Eisenbahn bei Chalons.

Gestern ging es in einem starken Marsche nach Toul. Das verdanken wir den Franc tireuren, daß wir laufen müssen. Diese Herrn haben nämlich die Eisenbahnbrücke gesprengt. In Toul lagerten wir vor der Eisenbahnkneipe und hielten dieselbe militärisch besetzt. Obgleich der Kaffee sehr dünn und der Wein sehr sauer war, ließen wir uns doch beides gehörig schmecken. Abends wurden wir abermals verladen und weiter gehts nun mit dem Dampftröck.

In Toul hatte ich Gelegenheit, einen ächten Franzosen über seine Meinung betreffs der jetzigen Lage Frankreichs zu fragen. Er meinte: „Napoleon kaput, république nix bon, Friede hurrah bada bada.“

Da Du, liebe Mutter, eine große Freundin von Volksliedern bist, gebe ich Dir hier zwei Verse aus einem sehr schönen Liede, welches ich eben in unserm Wagen singen hörte:

Napoleon, Du Schindersknecht,
 Du thust der ganzen Welt Unrecht
 Und nichts als Unheil treiben,
 Du meinst, die ganze Welt sei Dein,
 Und 's ist doch kein Schweine Stall daren,
 Wo Du könnst bleiben!

Napoleon ist jetzt nicht mehr stolz,
 Er zieht umher mit Schwefelholz,
 Zwei Kästchen für 'nen Kreuzer,
 Ihr lieben Leute, kauft mir doch ab,
 Ich gebe billig, was ich hab',
 Zwei Kästchen für 'nen Kreuzer!

Wir fuhren an Chalons vorbei, doch vom Lager ist auch durchaus nichts mehr zu sehen. In Spornay haben wir ächten Champagner oder Schlampamberwein, wie ihn die Soldaten nennen, getrunken.

Wir sitzen zwar in Wagen erster und zweiter Klasse, allein auf die Dauer wird auch der gepolstertste Sitz einem lästig.

Endlich halten wir in Meaux und steigen aus. Wir laben uns an Speck und Rothwein. Dann geht es in die Stadt hinein. Hier werden wir in eine fürchterlich schmutzige Kaserne einquartirt, die von allem möglichen Gethiere wimmelt. Als ich noch ein Knabe war und hörte, daß die Aegypter den Thneumon, der ihnen das Ungeziefer vertilgte, göttlich verehrten, lachte ich und hielt die Aegypter für rechte Thoren. Es war ein Knabengedanke! O großer Thneumon von Denderah, stehe mir in der Kaserne von Meaux bei und ich will Dich mein Lebtag als guten Geist verehren!

Da die Kaserne so unreinlich ist, so eilt alles wieder in die Kneipen der Stadt.

Meaux, das ist ein schönes Städtchen,
 Weil es an der Marne liegt,
 Und man für der Franken viere,
 Eine Flasch' Champagner kriegt!
 ein Kotellet kostet aber drei Franks!

Hinter Lagny, den 4. Februar 1871.

Wo wir eigentlich liegen, können wir nicht angeben. Nach einem starken Marsche gestern sind wir abends auf einem großen Meierhose hinter Lagny angekommen und erfreuen uns heute, in einem Kuhstalle liegend, eines Ruhetages.

Da liegen wir nun in himmlischer Ruh,
 Gefühlvoll brüllen die Ochsen dazu,
 Im Kuhstall!

Oder vielmehr sie brüllen nicht mehr, denn das Brüllen ist ihnen bei einer Einquartirung von 700 Mann tagtäglich schon längst vergangen. Das Einzige, was wir von den frühern Bewohnern noch vorgefunden haben, ist ein Ochsenfuß.

Liebe Aeltern, erst acht Tage sind wir von Mainz weg und schon haben wir alle Freuden und Leiden des Kriegslebens mitgemacht, Ueberfluß und Mangel, Viehwagenfreuden und Erbswurft, Kaffeekränzchen im Kuhstall zc. Doch alles dies läßt sich besser erzählen, als beschreiben. Lebt nun alle wohl!

Nachschrift.

Lange Zeit hat mir nichts so sehr Spaß gemacht, als ein Französischer Sprachunterricht, den ich soeben anhörte. Einer unsrer Musketiere kam herein in unsren ländlichen Salon und wollte fast vor Lachen umkommen: „Hehehe, nä was die Franzose Dwel sinn, des is gar net ze sage! statt daß se, wie wir, vernünftig

Deutſch rebbe duhn, welſche ſe Zeug her, was kei ehrlicher Chriſtemenſch net verſtehe duht. Des geht ewig: Voulez voulez gigagak! Wörter hawe ſe, die ſinn ſo narrig, daß mer ſich ſchebb unn bucllich lache kennt!“ „Ja die Franzöſiſche Sprache,“ begann ein Anderer, der einmal einen Monat einen Franzoſen bedient hatte, „iſt ſehr ſchwer, aber ich kann ſie doch aus dem ff!“ „Ach lern mich doch e biſſi,“ bat der Erſte. Der Andere ließ ſich auch nicht lange bitten, ſondern begann gleich mit hochwichtiger Miene: „Vor allem iſt zu merken, daß die Franzoſen, weil es eben verdrehte Kerle ſind, für faſt Alles, wo wir der oder das ſagen, die ſegen. So heißt der Wein, das Bier Franzöſiſch di väng, di bire. Will ich alſo etwas haben, ſo muß ich ſagen: Donneh moa d. h. geben Sie. Mir iſt aber ein ſehr ſchweres Wort, denn das heißt: ſilwuplaeh; alſo geben Sie mir: donneh moa ſilwuplaeh! das Bier, den Wein, das Brod, da ſagen alſo die Franzoſen: di bire, di väng, di bäng!“

„Aber“ fragte erſtaunt der Andere, „ſage denn die verrückte Franzoſe immer di unn nie de?“

„D ja, manchmal wenden ſie auch den gonüs masculinus, wie wir Gelehrte ſagen, an. So ſagen wir: „gebt die Butter“, die Franzoſen aber „Donnez de labehr“. Labehr heißt nämlich Butter. Ober Fleiſch heißt lawiant, das Fleiſch aber de lawiant. Das ſind die ſchwerſten Regeln, das andere läßt ſich ſchnell lernen! Sehr dankbar und hochehfreut ging der Muſketier von dannen; hatte er doch ſein Wiſſen um einen köſtlichen Schatz bereichert und das andre von der Franzöſiſchen Sprache war ja leicht zu lernen!

XXV.

Bas-Viroflay, den 8. Februar.

Gestern Mittag sind wir beide glücklich beim Regimente angekommen. Die Reise, liebe Aeltern, liegt nun hinter uns und wir sind mit ihrem Ergebnisse ganz zufrieden. Denn

Wir fuhren hin im Fluge
 Für des Preuß'schen Staates Geld,
 Sahen per Vergnügungszuge
 Ein recht nettes Ende Welt!
 Wenn die Kiepe uns auch drückt
 Und das Koppel uns zwickt
 Und die Kost etwas dünn,
 Haben wir doch frohen Sinn,
 Denn der Krieg ist nun halb aus,
 Und die Tapfern ziehn nach Haus,
 Die Brust mit Orden reich gespickt!

Ja, liebe Aeltern, es war eine schöne Reise und wunderbare Sachen sind mir dabei passirt. Ich bin eben der Frau Aventure Sundertrütel! strecke ich nur die Nase in die Welt hinaus, so geschehen mir die unglaublichsten Dinge, welche ich selbst nicht glauben würde, wenn sie nicht mir selbst passirt wären.

So habe ich neulich in Zabern etwas erlebt, welches, wäre es siebenhundert Jahre früher passirt, gewiß in den Artussagenkreis aufgenommen und von Crestien von Troies besungen worden wäre. Ich sollte es darum auch eigentlich in altfranzösischen Versen besingen, etwa:

Hora vos die vera raizun
 d'un noble faldestuel tres felun. Aoi.

ober:

Plaist vous oir bons dis et biaux
 Qui sont d'auctorite nouviaus,
 Essample sont tuit veritable,
 N'est mie mençoigne ne fable.
 Anchois sont merveilles prouvees:
 Plus fieres ne furent trouvees.

Allein, als ich im Lazareth zu Lunéville war, ließ man mir öfters zur Aber und da muß mir unglücklicher Weise gerade einmal meine poetische Aber geschöpft worden sein. Seitdem will es mit der Dichtkunst bei mir nicht mehr recht fort. Ich wähle deßhalb schlichte Prosa.

In Zabern stiegen wir abends aus, um einquartirt zu werden. Doch da war kein Plätzchen zu erspähen und Alles hatte seinen Herrn. Mir wurde also mit meiner Corporalschaft ein benachbartes Schloß angewiesen. Immer dunkler wurde es und an den Bergen hing schon die Nacht. Trotz Nacht ging es im muntern Füsilierschritt auf das Schloß los. Dort angekommen, ließ ich die meisten Leute zurück und bildete mit zwei Mann die Tête, um die Gebäude zu untersuchen. Einen Mann stellte ich als Wache an die Eingangspforte, den Andern an das Hintertbor und umzingelte dann in höchsteigner Person das Schloß und forderte in allen Sprachen auf, daß etwaige Bewohner sich am Fenster zeigen sollten. Erst bediente ich mich der klangreichen Hellenenzunge: „koure tipto dakryeis?“ Keine Antwort! Nun zur Lateinischen Weltsprache übergehend, brüllte ich: „Mihi est propositum in taberna mori!“ Stille blieb's. Da fiel mir ein in Hebräischer Sprache zu rufen: „Katal katala katala ketaaaalt! Doch stille blieb's und nur der Wind pffff durch die Wipfel der Bäume. Noch alle andern mir bekannte Zungen wandte ich an, selbst die schöne Erbsensprache vergaß ich nicht, doch ohne Erfolg: weder die Gräfin von Savern, noch der engels-

reine Fribolin zeigte sich. Ich nahm also meinen Französischen Haus Schlüssel d. h. meinen Gewehrkolben und donnernd sprang die Thüre auf. Allein im Innern des Hauses war nirgends etwas Verdächtiges zu finden!

Ich ging also zurück und holte meine Corporalschaft herbei und im hohen Ahnensaal des Schlosses machten wir es uns recht gemüthlich. Ich schleppte einen Großvateressel an das Kamin und zog den seidenen Schlafrock des Besitzers an (nachdem ich mich erst überzeugt, daß er nicht mit Granaten oder Sprenggeschossen gefüllt sei).

Meine Leute zündeten ein großes Feuer an und begannen eine Fleischbrühe zu kochen, in welche auch mehr gierige Augen hinein, als Fettaggen heraus sahen. Eben streckte ich mich recht behaglich in meinen Sorgenstuhl, da ertönte es plötzlich ganz in meiner Nähe:

Allons, enfants de la patrie, bum, bum! Ich fahre in die Höhe, schnalle über den Schlafrock um, stülpe den Helm auf, ziehe mein Fackhinenmesser und mit dem Rufe: „Mir nach, wer ein Preuße ist!“ stürze ich die Treppe hinunter. Waren es Franc tireure oder Vogesenschützen, mobile Nationalgarben oder nationale Mobilgarben, welche uns überfallen wollten?

Ich eilte zu den Posten, um zu hören, was es gebe, doch diese versicherten mich gähnend, es gäbe gar Nichts und sie hätten Nichts bemerkt. Ich untersuchte selbst Alles nochmals, doch es blieb ruhig und nichts Verdächtiges war zu bemerken. Sollte es Spul gewesen sein, der sich mit den Franzosen verbündet hatte, die müden Deutschen in ihrer Nachtruhe zu stören? War es der Geist der Gräfin von Savern oder der des bösen Jägers Robert?

Mergerlich ging ich in den Saal zurück. Wie ich mich nun auf meinen Sessel setze, fing es von Neuem an:

Le jour de gloire est arrivé, tsching, tsching, bum!

Alles sprang auf, die Kessel wurden umgestoßen, daß die Brühe über den kostbaren Mosaikboden lief. Nur ich, ich saß, wie ein Zeus heiter über dem Sturm der Elemente thront, lächelnd da, denn mir kam ein großer Gedanke. Das thatest Du Frau Musika! Der Großvaterstuhl war — ein Musikstuhl! Seht, liebe Aeltern, solch merkwürdige Dinge erlebt Euer Sohn in der Fremde!

XXVI.

Viroflay, den 14. Februar 1871.

Unsere Wohnung ist jetzt, seit Paris seine Thore geöffnet hat, das wahre Landhaus an der Heerstraße. Den ganzen Tag ist der Weg mit Wagen und Menschen, welche aus Paris nach den Provinzen eilen, bedeckt. Kartoffelwägen, auf denen feine Herrn in Fräcken und Cylindern sitzen, rasseln vorbei. Mistkarren mit eleganten Damen in etwas derangirter Garderobe eilen durch. Dann folgen Omnibüser, welche bis oben geladen sind, diesen schließen sich Fußgänger jeden Alters an. Wie aus der Arche Noah, als sie wieder geöffnet war, so strömt es jetzt aus Paris, Männlein und Weiblein und allerlei Gethier. Alle tragen Laibe Brod unter dem Arme und Schnappsfäcke an der Seite. Täglich haben wir Besuch von schönen Pariserinnen, welche uns Commisbrod abkaufen wollen. Giebt man ihnen einmal ein Stück Erbsenwurf, so schweben sie in allen Himmeln. — Soeben geht ein Ehemann vorbei und fährt seine bessere Hälfte auf einem Schiebkarren ächzend dahin. Zwei Gentlemen reiten auf magern Kühen vorüber.

Liebe Aeltern! neulich langweilte ich mich einmal hier und suchte deshalb nach Unterhaltung. Da fiel mir ein Pariser

Modejournal von 1851 in die Hände! Ja bisher kamen im Frühjahr stets die Moden aus Paris. Sieht man aber jetzt die Frühjahrsmoden hier um Paris, so sind dieselben höchst curios. Da steht ein härtiger Grenadier da, welcher unter dem Helme eine weiße Frauenhaube trägt, mit rosarothem Bändern ausgeschmückt. Ein Anderer hat einen zerrissnen Brodbeutel über den Kopf gezogen und schaut höchst verwundert in die Welt. Soviel von der Kopftracht. Der neueste Pariser Rock ist noch immer der Preussische Uniformsrock, doch mit mancherlei Abweichungen. Statt Knöpfen trägt man vielfach Stücke Blech, Pfeifendeckel u. oder man hat Bandschleifen und schnürt damit den Rock zu. Als Halsbinden sind am beliebtesten zwei aneinander genähte Strümpfe oder eine Leibbinde. Ueber den Rock zieht man häufig als Seelenwärmer einen Frauenunterrock oder einen Französischen Bauernkittel. Als Weinbelleidung sieht man am häufigsten die graue Tuchhose, doch auch oft die Drillichhose, unter welcher dann stets eine alte Tuchhose ihr zerrissenes Dasein schamhaft verbirgt. Fußbelleidung sind alle Sorten Stiefel, von den größten Wasserstiefeln bis zu den feinsten Lack- und Zeug-Stiefelchen. So sehen die diesjährigen Frühjahrsmoden aus.

XXVII.

Viroslay, den 18. Februar 1871.

Ihr macht Euch Sorgen, liebe Aeltern, über dünne Suppen, die wir bekämen, weil ich neulich bei der Erzählung meines Abenteuers zu Zabern mich geringschäßig über diese Brühen aussprach, doch darüber seid nur ruhig. Oft ist allerdings die Suppe dünn, allein

Schmeckt sie fade, abgeschmact,
 Hei, wo ist der Fleischertract,
 Schmecket sie recht wässerig,
 Fleischertract, wo find' ich Dich?
 Ist die Suppe gar zu dünn,
 Fleischertract, nur immer rin!
 Drum Fleischertract, er lebe hoch,
 Ich hab davon zwei Töpfchen noch!

Gestern war ich in Versailles! Es ist dort prachtvoll. Zu beschreiben ist es schwer, ich schicke Euch daher ein Album von Versailles und hoffe Euch bald mündlich darüber berichten zu können. Doch da ich von der Pracht des Schloßes zu Versailles spreche, so will ich Euch einmal die Pracht meines Schloßes, wo ich wohne, beschreiben, wenn meine Feder dazu nicht zu schwach ist.

Ich wohne also in der Lichterfabrik von Camus, doch bekannter ist das Haus unter dem Namen: Villa Rakekopp. Man fand hier nämlich eines Morgens den Kopf und das Fell einer Rake, deren Fleisch wohl hungrige Pariser verspeist hatten. Der Kopf und das Fell wurde an den vier Pfoten über die Thüre genagelt und darunter von Künstlerhand geschrieben: Villa Rakekopp.

Im zweiten Stocke wohne ich in einem prachtvoll möblirten Zimmer. Ein antiker Tannentisch, welcher seines Alters düsteren Stempel trägt, und ein Kinderstühlchen, (welches ich als Stubenältester benutze) sind die Hauptstücke des Meublements. Das Stühlchen ist allerdings etwas enge, und gar manchmal, wenn ich einen längern Brief an Euch, liebe Anverwandten u. s. w. schreibe, bleibt der ganze Kinderstuhl ganz hinten unten an meinem Rücken hängen und ich sitze ein gefesselter Prometheus da, bis mich ein Kamerad erlöst. Außerdem haben wir noch zwei große Blechimer, die mit übergelegtem Brette einen feinen Sitz abgeben. Zwei alte Champagnerflaschen stehen als Armleuchter

auf dem Tische, in ihnen stecken ein paar Kirchenlichter (aus unserer Lichterfabrik), auf denen mit goldenem Wachse Maria mit dem Jesuskinde eingelegt ist. In der Ecke ist ein Kamin, an welchem wir unsre Lederbissen lochen. Heute haben wir Erbswurst und Rothwein und leben wie die Herrgötter in Frankreich. Der Plafond ist mit herrlichen Arabesten, aus Häringseeelen gebildet, versehen. Häringe bilden nämlich fast jedesmal unser Nachtessen: es scheint, daß ich hier zur Buße für alle die Katzenjammer, welche ich in meinem Leben hatte, die entsprechende Menge Häringe genießen soll! Wenn aber ein Haring gegessen ist, so wird seine Seele an die Decke geworfen. Die Wände sind, statt mit Silbern, mit Helmen, Patrontaschen zc. verziert und mit einigen Turkohosen, welche die Stelle von Handtüchern vertreten. So eben bricht mein Stühlchen zusammen! Doch unverzagt sitze ich auf dessen Trümmern:

— si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae!

XXVIII.

Viroflay, den 23. Februar 1871.

Ganz mutterseeleallein sitze ich hier in meiner Lichterfabrik. Wie kommt das? Ja, liebe Aeltern, ich habe ein kleines Unwohlsein.

Etwas zwickt mich im Gebein,
Liebe oder Zipperlein!

Da nun aber die schönen Viroflözerinnen nicht so reizend sind, daß sie mein Jünglingsherz zum Sieben bringen können, so muß wohl das Zwacken in meinem Gebeine rheumatismus

communis militaris sein. Im Augenblicke sitzt er nun im rechten Fuße. Vergangenen Montag zog unser Bataillon auf Vorposten, ich aber blieb zurück und bewache nun die Seifenfabrik. Mein Gewehr steht bereit, achtzig Patronen liegen da, um jeden Eindringling in mein Heiligthum Bescheidenheit zu lehren. Unwillkürlich fällt mir das schöne Dichterwort ein:

Ich schütze den alten Schuppen,
 Wer aber schützet mir?
 In höchst verdächtigen Gruppen
 Ummunkelt's mich nächtlich hier!

Doch habt meinetswegen keine Angst, liebe Aeltern, die Viroflößer sind nicht so gefährlich, wie sie aussehen. Sie thuen keinem Menschen etwas zu Leide, am wenigsten einem Gutbewaffneten. Doch bin ich auch nicht allein, denn mein guter Humor ist bei mir und so lange ich ihn nur habe, bin ich in keiner Lage verlassen. So sind mir denn auch die letzten Tage rasch vergangen, allerdings habe ich auch jetzt viel zu thun, wo ich mir „Mädchen für Alles“ bin.

Morgens früh, wenn Phoebus seine Strahlen in mein Zimmer schießt und mir meine Nasenspitze vergoldet (doch geschieht dies, da ich Abends alle Läden schliesse, nie vor acht Uhr), erhebe ich mich. Dann wird die Stube gekehrt und Waschwasser geholt. Nachdem ich hierauf meine Lilienhaut mit der „Wurzelsberscht“ gestriegelt habe, geht es zu den ernstesten Tagesgeschäften über. Holz wird klein gehackt und bald siedet im Kessel ein feiner Mokka, dessen Aroma, mit kräftigem Sichorien- und Gelberüben-Geruche vermischt, mein Zimmer erfüllt. Darnach gehe ich an unsere Bibliothek. Wir haben nämlich eine schöne Büchersammlung: Novellen von Heyse, Gellerts Fabeln, Heine IV. Bd., Klopstock III. Bd., das Evang. Lucae und 3 Bände Shakespeare-Üebersetzung. Bald aber ermahnt mich ein ödes Gefühl zwischen dem dritten und fünften Rockknopfe, daß es Zeit sei, mein

Mittagsmahl zu bereiten. Große Tiegel werden herbeigeholt und an das Feuer gesetzt und nach unendlichen Rezepten werden wundersame Speisen und Kraftbrühen bereitet, wovon selbst in Schünemanns Kochbuch nichts steht. Nach Tisch denke ich über philosophische Fragen nach, bis lautes Schnarchen verkündet, daß ich zu einem befriedigenden Resultate gekommen sei. Ähnlich, wie der Morgen, geht der Nachmittag hin: mit weiblichen Handarbeiten, Kochen zc. Neulich mühte ich mich einmal vergebens mehrere Stunden ab, das schwierige Problem, einen zerrissenen Strumpf zu stopfen, zu lösen. Jetzt weiß ich ein einfacheres Mittel, ich hänge ihn in Viroflayer Rothwein, der zieht alles usammen!

XXIX.

Bas-Viroflay, den 1. März.

Hier ist es jetzt prachtvolles Wetter und der „Russische Winter“ scheint vorbei zu sein! Außerdem ist ja jetzt, wie wir heute hörten, der Friede unterzeichnet und so ist alles maßlos froh!

Amselschlag und Veilchenduft,
 Weg sind Winterswirren,
 Milde weht die Frühlingsluft
 Und Maikäfer schwirren!
 Lenzeshauch und junges Reis,
 Blumen, Lerchentriller,
 Und vom Himmel lachet Zeus,
 Frei nach Friedrich Schiller!

Und der Spaz, o horcht, er schwingt
 Jubelnd sich zum Aether,
 Alles, alles ist verjüngt,
 Neugeborn ein Jeder.
 Auch ich fühl' verändert mich,
 Glücklich, froh und heiter
 Als ein Kaiser — Königlich
 Ritter und so weiter.
 Munter geht es durch die Flur,
 Schwertgegürt't die Talsje,
 Kühn gewichst den Bart des Schnurr,
 Fröhlich nach Versailles!

Denn, wenn ich auch schon öfters in Versailles war, so oft ein freier Nachmittag kommt, gleich bin ich wieder dort, denn da ist es zu prachtvoll! Doch alles, was ich dort gesehen, läßt sich besser, hoffentlich recht bald, mündlich erzählen, als schriftlich berichten.

Wie ich heute von Versailles zurückging, begegnete mir ein riesig langer Kerl, er hatte eine Bairische Militairmütze auf, eine blaue Jacke und graue Beinkleider ohne weitere Abzeichen an. Sein Gesicht, umrahmt von strohgelbem Haare, hatte etwas ganz entseßlich Dummes, sein Maul stand weit auf und die Augen glöhten in die Welt! „Guter Freund“ rief ich ihn an, „wer seid Ihr eigentlich?“ „A Genie“ lautete die Antwort und weiter zog er. Es war nämlich einer vom Bairischen Geniecorps!

Soeben kommen die Bataillone, welche den Einzug in Paris mitmachten nach Hause. Wenn ich auch nicht mit stolzem Siegerschritte den Boden von Paris getreten habe, es schadet nichts. Es hätte eine fürchterliche Hezpartie gegeben und von der Stadt hätten wir doch nicht viel gesehen! Nun, bald hoffe ich in Mainz den Einzug mitzumachen und dann den in Frankfurt, darnach steht jetzt all mein Verlangen, denn Daheim ist

Daheim und es geht Mir über des Ofebänkle un e Schüssel mit Knödel!

Postscriptum. Friedrich hat jetzt sein Packet, das meinige ist noch nicht da! Haben es vielleicht wilde Räuber im düstern Wasgenwalde erobert und verspeisen dessen fleischlichen Inhalt jetzt hohnlächelnd? Oder hat es etwa ein tückischer Satyr entführt und raucht jetzt, wenn er mit seiner Phillis oder Chloë schädert, meine Cigarren, daß sich der ganze Wald mit Wohlgeruch füllt und die schöne Chloë entzückt ausruft:

Sind's Ambradüste, die mich lind umfächeln,
Die ganze Luft ist nur ein Duftaccord?

„Nein, Cigarren sind's“ spricht Faun mit süßem Lächeln,
„Von G. M. Holz an der Kathrinenpfort“

Nun, vielleicht kommt das Packet doch noch an mich!

XXX.

Viroflay, den 3. März.

Endlich ist wieder Friede und Niemand kann ihn freudiger begrüßen, als ich. Endlich kann ich wieder hoffen, zu meinen Studien zurückkehren zu dürfen. Denn dies ist mir klar geworden, ich kann nur in einem wissenschaftlich-thätigen und geistig-angeregten Leben meine Befriedigung finden, so ein Leben, wie wir es jetzt hier führten, das nicht Krieg und nicht Friede war, ist mir schrecklich. Nun hoffentlich darf ich bald wieder meiner Wissenschaft leben!

Die Ankunft der Friedensbotschaft habt Ihr wohl in Frankfurt gefeiert, oder werdet es noch thun. Wir haben sie hier auch nach Möglichkeit feierlich begangen. Sobald die freudige

Nachricht kam, wurde sogleich in unserm Festsaale der große Kamin abgeräumt. Ein Spielmann mit einer Querflöte setzte sich darauf, neben ihn Einer mit einer Maultrommel und Zwei mit Kochkesseln, worauf mit Hölzern geschlagen wurde, vervollständigten das Orchester.

Zuerst wurde das Preußenlied gespielt, dann die Wacht am Rhein und alsdann folgte die Jubelhymne: „Hol mer mal die Wozelbercht!“ Darauf ging die Musik in lustige Tanzweisen über und bald drehte sich alles tanzend umher. Tüppüh, hopfah! bumbum, tralala! eins, zwei, drei, tritt mich nicht, vier, fünf, sechs, stoß mich nicht! Der Tanzsaal war hell durch vier Kirchenlichter aus unserer Lichterfabrik erleuchtet. Um zehn Uhr wurde großer Fackelzug gehalten. Voran ging Einer mit einer Kirchenkerze, dann folgten Andre mit brennenden Fidibus und Streichhölzern, so wurde feierlich unsere Villa Ragenkopp umzogen. Hiernach begab Einer nach dem Andern sich in sein Schlafgemach. Auch ich suchte mein Lager auf und die angenehmsten Träume umgaukelten mich. Rechts von mir liegt nämlich ein furchtbar dicker Kerl, der immer, gleich einer drohenden Lawine halb über mir hängt, fliehe ich nun nach links, so muß ich fürchten durch die spitzen Ellenbogen meines Nachbarn aufgespießt zu werden. Incidis in Seyllam cupiens vitare Charybdim! So träume ich denn Nachts immer sehr angenehm von Bergstürzen und Lawinen, die mich einem spitzen Felszacken zurollen, wo ich zappelnd hängen bleibe!

XXXI.

Viroflay, den 8. März.

Vor allem will ich Euch anzeigen, daß mein Packet endlich angekommen ist, und daß sein ganzer Inhalt, namentlich auch

die würfliche Section desselben, noch gut und brauchbar ist. Um mich davon zu überzeugen, machte ich gleich die Probe. Soeben habe ich den Endzipfel der Göttinger Wurst verzehrt und schneide den Anfang des Schwartenmagens ab. So knüpfen ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wir an!

Nächsten Freitag werden wir dann endlich unser Hauptquartier Viroflay verlassen und somit den ersten Schritt zur Heimkehr thun. Bald hoffen wir nach Deutschland zu kommen und Ostern gedente ich sicher zu Hause feiern zu können. In den nächsten drei Wochen wird es auf einmal heißen: brrr, ganzes Bataillon hü! und wir werden in Mainz ausgeladen werden. Also, liebe Aeltern, habt noch ein klein wenig Geduld, dann werden wir wieder bei Euch sein!

XXXII.

Fort Romainville, den 11. März.

Freitag Morgens verließen wir Viroflay, um unsern Marsch nach Osten anzutreten. Ich wurde als Mann von intelligentem Aeußern und gefälligen Sitten den Fourieren zugetheilt, denn wir ziehen stets dem Heere voraus und müssen durch unser Auftreten die Leute, hauptsächlich die schönere Hälfte derselben, für das Deutschthum einnehmen und gute Quartiere dadurch erzielen. Wir zogen von Viroflay nach Chaville, Sèvres und St. Cloud. Der größte Theil von St. Cloud ist durch die Pariser Geschosse gänzlich zerstört, in mehreren Straßen steht kein Haus mehr, welches seine vier Wände hat. Von St. Cloud ging es über Suresnes nach Asnières. Liebe Aeltern, wie ich wandre, gleich erfahre ich wieder merkwürdige Abenteuer! So zu Asnières.

Wir rückten in das schöne Dorf ein, im Allgemeinen gab es hübsche Quartiere, wenn es auch in denselben an Bequemlichkeit sehr mangelte. Endlich fanden wir ein großes Haus, welches sehr wohnlich aussah und wir hofften, unsere Offiziere dort gut einquartieren zu können. Die Hausthüre war fest verschlossen, wir klopfen, aber es wurde nicht aufgemacht. Ungebuldig bearbeiteten wir die Hausthüre mit dem Gewehrkolben, da öffnete sich ein Fenster im ersten Stock und eine bejahrte Frau erschien daran und schimpfte fürchterlich. Wir verstanden nur einzelne Worte: wie: tombeau de l'innocence etc. Zulezt aber legte das Weib ein Chassepot an und wollte herschießen. Jetzt bearbeiteten wir die Thüre so nachdrücklich mit den Kolben, daß die Donna sich bewogen fand, eiligst zu öffnen.

Sehr erstaunt waren wir, nach diesem unfreundlichen Empfange, innen im Hause alles geschmückt zu finden, als hätte man uns sehnlichst erwartet. Von der Decke herab hingen Laubgewinde, dazwischen erblickte man Transparente mit Inschriften wie: Soyez les bienvenus, mes enfans! oder Paix soit avec vous qui entrez! Wunderbar kam uns dies alles vor, doch der Maire von Asnières versicherte, die Frau sei nicht recht gescheidt. Dies genügte uns. Die Frau wurde in ein Zimmer abgeführt und bekam, damit sie nicht ferner Unfug treibe, einen Mann Ehrenwache davor. Um sie aber doch auch zu strafen, wurden zwei Corporalschaften in das Haus gelegt.

Nacht wars und Finsterniß deckte den Saal, in welchem die vierzig Mann Preußen lagen. Da ertönte durch die Stille leise ein frommer Gesang. Waren es vielleicht Friedensengel, welche Palmen schwingend, segnend durch die Lande zogen? Wie das Singen anfang, geberdete sich das eingeschlossene Weib, wie eine Rasende. Hörte man das fromme Lied, dazwischen das Gebrüll der wildgewordenen Madame, so hätte man glauben können, Himmel und Hölle stritten mit einander. Immer näher

kamen die Töne, wir hörten deutlich, daß es irgend ein Psalm war. Auf einmal sprang die Thüre des Saales auf und Engelsgestalten in langen weißen Gewändern wallten herein.

Augenblicklich erhob sich die ganze Corporalschaft, Einer machte Licht, da hörte man ein klagendes Geschrei, dahinter her ein höllisches Gelächter, dann war Alles still!

Wir waren nämlich in ein Mädcheninstitut gerathen, dessen Bewohnerinnen bisher in Paris eingeschlossen waren, aber gerade an diesem verhängnißvollen Abende wieder in ihr Asyl zurückkehren sollten. Ihnen, nicht uns, galt das festlich geschmückte Haus. Die Frau, welche zurückgeblieben war, sollte uns über Alles aufklären, allein durch ihr verrücktes Betragen reizte sie uns und wir ließen sie gar nicht zu Worte kommen. So geschah nachher die erzählte Geschichte!

XXXIII.

Dammartin, den 15. März 1871.

Von Asnières marschirten wir nach St. Denis. An der Brücke vor St. Denis mußten wir, da über diese Schiffbrücke stets nur zwei Wagen durften, entsetzlich lang, gewiß drei Stunden, halten. Doch darüber bin ich durchaus nicht böse, da ich dadurch meinen Freund Droyfen einmal nach langer Zeit wieder sah. Gerade in dem Augenblicke, wo wir die Brücke passiren sollten, kamen Gardefüsiliere vorbei und darunter war Droyfen. Diese ganz unverhoffte Begegnung war wieder einmal ein Lichtblick in meinem gleichförmigen Leben. Durch Denis ging es nach Fort Romainville auf sehr steilem Wege. Endlich war das Fort erreicht und wir hatten nun einen herrlichen Anblick von

Paris. Besonders der Mont Martre lag gerade vor uns. So konnten wir uns diese Riesenstadt auch einmal von der andern Seite, als von Fort Issy, betrachten.

Wir Fouriere quartirten uns in der Kapelle ein. In der Ecke derselben stand eine riesige Kiste, welche bei näherer Untersuchung Altargeräthe aus Silber und kostbar gestickte Messgewänder enthielt. Wir stellten ein Inventar darüber auf und dann wurde Alles wieder sorgfältig in die Kiste gepackt. Neben dem Altare waren Betten für uns aufgeschlagen und wir konnten uns endlich einmal wieder in ein Bett legen, ein Glück, welches mir seit dem 27. Januar nicht zu Theil geworden. Nächsten Morgen ging ich in das unten liegende Dorf, um Hafer für die Compagnie einzukaufen. Das Dorf war halb von unsern Leuten, halb von Franzosen besetzt. Die Posten standen sich, fünfzig Schritte entfernt, gegenüber. Dazwischen war neutrales Gebiet, welches von Zwischenhändlern erfüllt war. An einen solchen wandte ich mich und war so glücklich einen Sack Hafer zu kaufen. Ich belub meinen zu diesem Zwecke mitgebrachten Leibflaven damit und ging wieder auf das Fort zurück.

Nachdem ich nochmals eine Nacht in einem Bette geschlafen hatte, ging es vorgestern nach Thieux. Damit ich immer schön wüßte, wo ich wäre, hatte ich stets das Taschentuch aus Mainz bei mir, mit der Karte von Frankreich. Hatten wir einen Ort passirt, so schneuzte ich mich in die Stelle, wo er auf dem Landkartentaschentuche lag. Endlich sahen wir Paris zum letzten Male, noch einen langen Blick hin, einen kräftigen Schneuzer und Paris war verschwunden. Mögen wir es nie wieder zu sehen bekommen!

Abends spät kamen wir nach Thieux, einem jämmerlichen Neste. Doch wir Fouriere waren in der Dorfschenke einquartirt, wir aßen und tranken nach Herzenslust, da der Wirth gut versehen war. Dann wollten wir uns recht behaglich auf den aus-

gebreiteten Sprungfedermatrasen niederlassen. Allein wie wir uns legten, merkten wir, daß es wahre Sprungmatrasen waren, denn wir sprangen Alle sofort einen Fuß in die Höhe, so lebendig wurde es unter uns. Wir zogen vor, uns auf Stroh zu betten. Gestern kamen wir hier in Dammartin-en-goele an.

XXXIV.

Dammartin, den 20. März.

Als wir hier in Dammartin angekommen waren, wurden wir bei einem alten Herrn einquartirt. Wir gingen in das bezeichnete Haus, machten die Hausthüre auf und waren gleich in einem Zimmer. Alles war halbdunkel, wir sahen nur unbestimmte Umrisse einer Gestalt und riefen deshalb: „Bon jour, Monsieur!“ Doch, liebe Aeltern, denkt Euch, was für eine Antwort wir erhielten? Nah, yah, yaaah! schallte uns entgegen. Mitten in einem möblirten Zimmer stand ein wohlgenährter Esel! Endlich erschien auch der eigentliche Besitzer des Hauses, ein wunderalter Greis mit quittengelbem Gesichte. Auf seinem Rücken waren schon viele Jahrzehnte auf und ab gestiegen und zuletzt waren sie auf ihm sitzen geblieben, so daß er einen gehörigen Buckel hatte. Dieser bucklige Wundergreis mit seinem Esel war höchst unheimlich: War der Esel vielleicht ein goldhustender? Wir sagten nun dem Manne, daß wir bei ihm einquartirt seien. Er schimpfte fürchterlich: seit 1814 die Baschkiren bei ihm gewesen, sei sein Haus stets von Einquartierung frei geblieben. Er sei ein armer Mann und könne uns nichts geben zc. Doch da er hörte, daß wir nichts verlangten, als Schlafstätten, wurde er freundlicher, zog seinen Esel in einen Stall

und machte uns ein Zimmer zurecht. Abends kochte er uns unser Nachtessen und wurde sehr gesprächig. Die Nacht hatten wir prachtvolle Matratzen und schliefen köstlich. Nach zwei Tagen wurden wir aber schon ausquartirt, doch schieden wir von unserem Alten als die besten Freunde!

Jetzt liege ich im Hause einer sehr angenehmen Bürgerfamilie.

XXXV.

Fresne, den 24. März.

Vorgestern, am Abende von Kaisers Geburtstage, erhielt ich, liebe Aeltern, Eure lieben Briefe und Ihr könnt Euch denken, wie unendlich fröhlich ich war, zu erfahren, daß Friedrich nicht auf dem verunglückten Zuge war, sondern gesund bei Euch angekommen ist. Nun da Ihr Euren einen Zwillingsohnen wieder glücklich aus dem Felde zurückhabt, wird der Andere auch bald kommen.

Ich schulde Euch noch die Beschreibung unserer Feier von Kaisers Geburtstag. Es sollte ein Festessen mit Ball stattfinden. Woher aber die Damen nehmen? Erst wollten wir sie auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege durch die Zeitung suchen, allein bald verfielen wir auf ein andres Auskunftsmittel. Jeder Soldat brachte seine Quartierwirthin mit. Abends ging es im feierlichen Zuge nach dem Festlokale. Voran zog ein Pfeifer von unserer Compagnie und dahinter folgten, wie dem Mattenfänger von Hameln, die Paare, Männlein und Weiblein, in langem Zuge. Allerdings waren die meisten Quartiergeberinnen schon etwas ältlich, doch das schadete nichts, getanzt wurde doch.

Wir hatten das Glück in unserer Quartiergeberin die Ballkönigin zu besitzen. Unsere Hauswirthin ist eine noch sehr junge Frau und recht hübsch. Im Hochgeföhle nun, die schönste Dame zum Balle zu begleiten, wollte keiner von uns auf das Recht verzichten, sie einzuföhren. So führten zwei von uns, da wir zu dritt im Quartiere lagen, die Madame, der Dritte aber folgte und trug ihr den großen Ballfächer nach. Sobald indeß die Musik aufspielte, faßten wir Alle uns an der Hand und tanzten mit der Madame einen Ringelreihen. Wir waren vergnügt bis spät in die Nacht hinein. Nächsten Morgen, also gestern, kamen wir hier in Fresne an.

Wie es mit unserm Heimmarfche steht, wissen wir durchaus nicht. Allein, da wir uns jetzt Meaux bis auf 3 Stunden genähert haben, denke ich, wird es plötzlich einmal heißen: Morgen früh einsteigen! Wir setzen uns dann ein und fahren bis Mainz vor uns liegt und wir dann ausrufen können, zwar nicht „thalassa, thalassa“, aber „Di die Worzelberfcht, schont in Meenz!“

So hoffe ich denn immer noch, Euch Alle recht bald froh und gesund wieder zu sehen.

XXXVI.

Fresne, den 29. März.

Fresne heißt das Nest, dem uns ein zorniger Gott zugeworfen hat. Die Musketiere nennen es aber Freß net, weil die Verpflegung während der ersten Tage entsetzlich schlecht war. Fresne besteht aus etwa 30 Häusern und fünfzig Misthaufen, der Nest sei Schweigen!

Doch, wie manchmal mitten in der Wüste ein herrliches

Esland auftaucht, so liegt auch hier in einem grünen Thälchen, an der Beuvronne schönen Ufern, fünf Minuten von Fresne, eine Mühle.

Nichts fehlt, was zu einer Idylle gehört. Die Mühle am rauschenden Bache, der Frühling, die Lämmer, die schöne Müllerin und der dicke, dumme Müller, monsieur Papillon. Hier wäre der Ort, um Bossens Louise mit Hochgenuß zu lesen, nur passen die reichlichen Mittagsmahle, welche darin beschrieben werden, nicht hierher.

So sitze ich denn oft im Garten zwischen lauter Frühlingsblumen, qualme meine Pfeife und gebe mich einem *dolce far niente* hin:

Quant vei la flor novele
 Pareir en la praele,
 Et j'oi la fontenele
 Bruire seur la gravele,
 Lors mi tient amors novele,
 Dont ja ne garrai.

Ja, der Frühling ist hier prächtig, während es bei Euch noch recht winterlich sein mag. Und doch wäre ich lieber bei Euch im winterlichen Deutschland!

XXXVII.

Plessis-aux-bois, den 3. April.

Plessis-aux-bois? werdet Ihr, liebe Aeltern, erstaunt fragen, wo liegt das? Vergebens werdet Ihr große Karten der alten und neuen Welt herbei holen und nachschlagen. Ihr findet es

nicht auf irdischen Karten. Sucht einmal auf Himmelkarten, da steht es vielleicht darauf. Denn Plessis ist ein himmlischer Ort!

Wir liegen hier, ich und zwei Schildknappen, auf dem Wartthurme oder Luginsland einer alten Burg. Die Blicke frei und fessellos ergehen sich über ein Stoppelfeld und einige Misthaufen in ungemessne Weite, nur ganz hinten ragen, wie ferne Bergesriesen, drei ungeheure Heuschöber empor. Dahinter endet im Dufte die Welt!

den 5. April.

Es ist eine schöne Gegend,
Die Gegend um Plessis hier,
Und wenn es mitunter nicht regent,
Sieht man auch was von ihr!

Wir sitzen hier in der Stube unter einem Zeltbache, wir haben nämlich unsere Mäntel über uns ausgespannt, da es fortwährend durch die Decke hindurch regnet. An den Fensterrahmen der geschlossnen Fenster strömt das Wasser herein. Ein Hoch den wackern Französischen Handwerkern!

Ein böser Feind, der uns hier heimsucht, ist die Langeweile. Zwei Mittel haben wir ausfindig gemacht, dieselbe zu vertreiben.

Erstlich nehmen wir, ein Unteroffizier und ich, Tanzstunde bei einem alten Bauern. So lange wir ihm Schnäpse bezahlen, unterrichtet er uns. Er holt seine Pickeflöte heraus und tanzt uns vor:

Un, deux, troës, comme ci, comme ça,
Allons, messieurs, faites vos pas!

Und dann schwingen wir unser Tanzbein. Hoppsasa, stoß mich nicht, trallala, fall mir nicht, didelbumdei!

Haben wir dann genug getollt, so lassen wir keinen Schnaps mehr anfahren und der maître de danse steckt mit einem trau-

rigen *déjà au fin, messieurs?* seine Flöte ein. Dies ist unsere Unterhaltung. Die andre besteht darin, daß wir an das Waschhaus des Dorfes gehen, welches an einem Bächlein steht. Drei alte Weiber stehen da an dem Bache, wie Urdhr, Verdhandi und Skuld, die Nordischen Schicksalsgöttinnen am Zeiteströme. Die Frauen stehen da und waschen den ganzen Tag, d. h. auf Französische Art waschen sie. Die schmutzige Wäsche wird in einen Zuber trübes Wasser gethan und eine Viertelstunde darin gelassen. Hierauf wieder herausgezogen, wird sie ein paar Mal, buff, buff, mit einem hölzernen Hammer geschlagen. Dann wird alles in den Bach geworfen und endlich herausgefischt und zum Trocknen aufgehängt!

Unsere Unterhaltung besteht nun darin, dies Verfahren laut zu kritisiren und schlechte Bemerkungen zu machen. Erst würgen die Frauen ihren Groll still hinunter, nur manchmal fällt hier und da ein Schimpfwort. Bald aber stiegen die „*vauriens, coquins, lourdauds, galefretiers etc.*“ nur so herum. Zuletzt wollen alle drei auf uns einstürmen und uns die Augen austragen. Dann ziehe ich schnell ein Fläschchen Cognak heraus und halte es ihnen entgegen. Wie oft plötzlich in wilder Sturmnacht der Wind sich legt und der Mond mit vollem Lichte die ruhiggewordne Gegend bescheint, so hier. Die noch eben gekrakelten Finger strecken sich nach der Pulle, die wildverzerrten Gesichter glätten sich und mit einem freundlichen: „*ai votre santé*“ und einem tiefen Knize trinken die drei Frauen den Trank der Labe bis zur Nagelprobe aus und wir scheiden als gute Freunde.

Zu solchen Mitteln zwingt die Langeweile und so verträdeln wir unsere Zeit, die wir zu Hause doch so viel edler anwenden könnten! Doch un mal ne dure mie ades, wir kommen auch wieder nach Hause!

XXXVIII.

Plessis, den 7. April.

Erwartet diesmal, liebe Aeltern, keinen langen Brief von mir, denn ich habe große Wäsche heute. Ich, ein Studiosus der Weltweisheit, sitze mit der Wurzelbürste und mit Schmierseife da, und reinige mit großer Mühe meine Leibwäsche. Eine ungewohnte schwere Arbeit und doch habe ich frohen Muth dabei, denn:

Die Menschen haben oft der Winde mehr Bedürfniß
 Und oft der regnenden Wasser des Himmels,
 Töchter der Wolken.
 Doch wer mit Mühe Gutes schafft,
 Dem werden süßtönende Hymnen,
 Künftiger Neben Ursprung.
 Und großer Tugenden treues Pfand!

So sitze ich und seife undbürste und halte große Wäsche. Große Wäsche aber, wißt Ihr, entschuldigt Alles, ich will Euch also nur kurz etwas Interessantes mittheilen, was mir heute be-
 gegnet ist. Wir haben hier eine alte Frau, die früher auf dem Schloße diente und jetzt in unserm Wartthurme wohnt. Sie ist aus der Bretagne, aber schon von klein Kind auf in der Umgegend von Paris. Sie hatte einen Sohn bei dem Französischen Heere, von welchem sie, obwohl derselbe gut schreiben konnte, seit Sedan keinen Brief erhielt. Heute brachte nun einer seiner Kameraden die bestimmte Nachricht, der Sohn sei bei Sedan gefallen.

Die Frau ging, ohne ein Wort zu sprechen, weg und kam mit einem ungeheuerern Reisigbündel wieder. Sie machte ein großes Feuer an und setzte sich davor. Wie es recht hell brannte, nahm sie ein Reisig aus der Welle und sprach:

Fagot, fagot, fagot!
 Ce n'est pas pour vous que je brûlons:
 C'est le corps de Louis Napoléon
 Qu'il ne puisse demeurer en repos
 Jusqu'à la moële de ses os,
 Ni par la terre, ni par le ciel,
 Ni par l'arc-en-ciel!

Va fagot, va, va! va dévorer le corps de Louis Napoléon qu'il ne puisse rester, ni parler, ni reposer, ni manger, ni boëre. Va, fagot, va au nom de Belzeboul.

Alapta, Balapta, Abalapta!

Darauf zerbrach die Frau das Reis und warf es in die Flamme, schlug noch drei Kreuze, wahrscheinlich um sich vor schlimmen Folgen ihrer Beschwörung zu bewahren und entfernte sich dann, ohne uns nur anzusehen.

Sie machte einen dämonischen Eindruck: eine Mutter, welche bei dem Tode ihres Kindes kein andres Gefühl, als das der Rache, kennt!

XXXIX.

Ostersonntag 1871.

Ich hatte gehofft, mir werde der Osterhase seine Eier in Deutschland legen, leider ist diese Hoffnung nicht erfüllt worden. So mußte ich denn dieses Mal Französische Hafeneier verzehren, sie schmecken zwar gerade so gut, wie die Deutschen, haben aber eine sehr unangenehme Eigenschaft, sie kosten nämlich drei Sous das Stück. Nun ich hoffe noch immer, daß wir bald der dulce

France den Rücken kehren werden und nach unserm nordischen Barbarenlande uns wenden.

Seit heute habe ich hier bei mir eine Schreibstube errichtet. Ich verschaffte mir aus Meaux frische Tinte und seitdem dies in meiner Corporalschaft bekannt geworden ist, kommen alle, die Briefe schreiben wollen, hierher. Es macht mir dies Vergnügen und daher liefere ich ihnen auch noch gratis das Papier. Viele halten es aber für bequemer sich die Briefe gleich von mir schreiben zu lassen: erstlich weil sie besser den Pflug, als die Feder zu führen wissen und dann weil ich, als „gestudirter Herr Doktor“ besser wisse, was man in einen Brief schreibe. Besonders heute der Feiertag wird zur Correspondenz benutzt. Seit gestern bin ich Vertrauensmann der halben Compagnie und in so viele süße Herzensgeheimnisse und rührende Liebesgeschichten meiner Waffengefährten eingeweiht, daß ich ein Duzend dicke Bände „Dorfidyllen“ verfassen könnte, die allerdings meist realeren Inhaltes wären und die Dorfschönen und ihre Liebhaber nicht als solche Engelsgestalten darstellen würden, wie dies in vielen Bauerngeschichten geschehen ist. Auch gestatteten mir Viele Einblick in ihre Stammbücher, die sie bisher vor mir, wie ihren größten Schatz, argwöhnisch verschlossen hielten. Und welche tiefe Poesie liegt oft in diesen Zeilen ungekünstelter Dichtung! Zwar ist es immer das alte Lied, das Lied, das schon vor Jahrtausenden an der Wiege der Menschheit erklingen, das noch jetzt erklingt und erklingen wird, so lange es Menschen giebt, das alte und stets junge, das ewige Lied von der Liebe, doch stets in reicher Mannigfaltigkeit und Abwechslung! Hat Schiller irgendwo die innige Liebe schöner befangen, als diese Zeilen es thun:

Seller als Sonn'- und Mondespracht
 Glüht mir im Herz der Liebe Macht,
 Mein Herz es glühet ewiglich
 Für Dich, für Dich, ach nur für Dich!“

Oder könnte Göthe das sehnsüchtige Verlangen nach dem entfernten Geliebten hübscher ausdrücken, als:

Ich liebe Dich von Herzen sehr,
 Es ist nun wohl zwei Jahre her,
 Weilst Du auch jetzt in fernem Land,
 Du bleibest stets mein Gegenstand!
 Doch, da der Krieg jetzt endlich aus,
 Mach' ja recht bald aus Frankreich 'raus
 Und komme von Verfallje
 Nach Mainz

Deine Amalje.

Doch auch die elegische Dichtung findet sich vertreten:

Seit Du, Schorsch, von mir geschieden,
 Such' vergeblich ich des Lebens Frieden,
 Wo nur Trauerkatarakt mir ist,
 Ew'ge Harmonien, die mich sonst umrungen,
 Sind in ew'ges Nichts verklungen,
 Weil Du nicht mehr bei mir bist!
 Phoebus selbst will nicht mehr hell mir scheinen
 Und die Trauersitomoren weinen,
 Keine Hoffnung adelt mein Geschick!
 Traurig tönen Philomelens Lieder:
 Schorsch, o Schorsch, ach, komme wieder,
 Schorsch, ach, kehre bald zurück!

Selbst die Packetsendungen sind oft durch des Dichters Wort verschönt und in den Duft der überschickten Käse, Würste und Schinken mischt sich der der Poesie. So erhielt ein Musketier einen Schinken mit folgenden Zeilen:

Dieser Schinken zeig' Dir an,
 Was ich nicht mit Worten kann,
 Sage Dir: Ach Heinerich,
 Immer, immer lieb' ich Dich!

Ist es nicht sinnig, einen Schinken zum verschwiegenen Liebesboten zu machen? Allein auch die Rückantwort, die der Empfänger vorhin glücklich zu Stande brachte, nachdem er mir zwei Federn vollständig zerkaut hat, zeigt von dichterischer Begabung:

Der Schinken, den Du mir geschickt,
Hat mir viel Freud' gemacht,
Ich hab' ihn oft an's Herz gedrückt
Und Dein dabei gedacht!

Augenblicklich ist etwas Stille in der Schreibstube eingetreten, da die Meisten sich dem Sonntagsnachmittagschlaf hingeben, doch ich hoffe noch manche schöne Blume aus dem Garten Deutscher Dichtung in der nächsten Zeit einzusammeln!

Neulich wurde ich auch einmal beauftragt, mit dem Maire und dem hohen Rathe von Plessis wegen einer Holzlieferung zu verhandeln. Ich trat in die Rathsstube ein, der Maire und zwei Rätthe saßen in ihrer Amtstracht, Vatermörder, Zipfelmützen und blaue Blousen, um einen Tisch herum, neben sich ein Schnapsglas und im Munde die alte Stummelpfeife. Feierliche Stille herrschte im Gemache, die Herren dachten wohl über das Wohl der Gemeinde in Plessis nach. Ich hatte daher Zeit, die außerordentlich intelligenten Gesichter der drei Anwesenden zu bewundern. Dann aber machte ich gehörig Lärm und alle drei wachten aus ihrem tiefen — Nachdenken auf. Ich trug ihnen alsbald meinen Auftrag vor. „Eh ben!“ sagten alle wie aus einem Munde und versprachen es in Berathung zu ziehen. Ich entfernte mich und bald überzeugte mich ein tiefes Gurgeln und Sägen, daß die Herren wieder in tiefes Nachdenken versunken wären.

XL.

Plessis anx bois, den 13. April.

Zu unserer Unterhaltung hier ist eine neue gekommen. So oft wir keinen Dienst haben, tragen wir die kleinen Kinder, an welchen hier kein Mangel ist, spaziren. Voran geht unser Sergeant, der hier im Reste Höchstcommandirender ist, mit dem Kinde des Maire, dann folgen zwei Unteroffiziere und ich mit den Kleinen der zwei Assistens des Maire. Darauf folgen die Andern secundum ordinem. Man forschet nun eifrig, wieviel Zähne die Kinder haben, ob sie „bien sages“ seien zc. Doch manchmal entfernt sich plötzlich einer der Musketiere fluchend über die „Säufinner“ und leises Rauschen bekundet die stille Thätigkeit der Kleinen. Dies bedenkend habe ich mir ein Kind ausgesucht, welches schon sprechen und laufen kann, aber doch noch in dem Jugendblüthenalter von zwei bis siebzehn Jahren ist.

Neulich Abend hatten wir einen hübschen Spaß. Einer der Unteroffiziere wollte der erwachsenen Tochter, des Maire ein Ständchen bringen. Alles versprach seine Beihülfe; Musikdirector war unser Spielmann. Die abenteuerlichsten Instrumente schleppte man an: Gießkannen, welche sowohl als Blas- wie auch als Schlag-Instrumente benutzt wurden, mit Steinen gefüllte Töpfe, Kochfessel, die man als Handtrommeln gebrauchte zc. Ich hatte einen Rohrstuhl mir zum Blasen mitgebracht, um diese schöne, von mir einst in Leipzig eifrig betriebene Kunst auch hier zur Geltung zu bringen. In dunkler Nacht schlichen wir uns vor das Bürgermeistershaus. Nach einem rauschenden Afforde auf allen Musikwerkzeugen geblasen, geschlagen, gerappelt, geklopft, gepfiffen, trat das Männerquartett vor, um das vom Unteroffiziere selbst, vermittels einer kurzgefaßten Französischen Grammatik und vieler Mühe, gedichtete Festlied zu singen. Es lautete:

Tu es une belle Française, je le sais,
 Et je puis parler français aussi un peu,
 J'aime, nous aimons, mon enfant,
 Je t'aime, je t'aimerai tendrement!

Hier war dem Unteroffiziere sein Französisch ausgegangen
 und da fiel rasch entschlossen der Chor ein:

Zuchheirassaffa! die Deutschen sind da,
 Die Deutschen sind lustig und rufen: Hurrah!

Und rauschend begleiteten die Instrumente diesen schönen
 Refrain. Um ja Eindruck auf die Holbe zu machen, hatte der
 Unteroffizier noch einen zweiten Vers gedichtet:

Mon père a acheté une grande maison,
 Et je suis un très sage garçon,
 Viens tout de suite avec moi, mon enfant,
 Nous partirons ensemble pour l'Allemagne.

Zuchheirassaffa! die Deutschen sind da! fiel der Chor wieder
 rauschend ein. Dann aber machten wir uns rasch aus dem
 Staube, denn der Effekt war ein über alle Erwartungen groß-
 artiger! Nicht nur die Tochter des Maire war geweckt worden,
 sondern auch der Maire selbst und die ganze Nachbarschaft. Als
 wir nun gar unsern Compagnieführer heraneilen sahen, der
 wohl glaubte, es würde allarmirt, verloren wir uns in Duft
 und Nebel, die unmusikalischen Bauern ihrem Schicksale über-
 lassend.

Zu solchen halbsprechenden Abenteueruern wird, liebe Aeltern,
 Euer Sohn veranlaßt aus langer Weile. Also schickt mir Unter-
 haltung, Bücher und Zeitungen, je mehr, desto besser.

XLI.

Plessis, den 15. April.

Heute erzähle ich Euch, liebe Aeltern, wieder eine wunder-same Geschichte. Für uns Kreuzritter ist eben die ganze Welt voll Abenteuer und wer weiß, ob nicht hier noch manche ver-wunschene Prinzess ihrer Erlösung durch uns entgegenharrt. Doch zur Sache!

Wie ich Euch schon geschrieben habe, wohne ich auf der Burg zu Plessis, wie es ja auch einem Kreuzritter ziemt. In der Mitte liegt das Herrenhaus, dann an der Landstraße damit verbunden zwei Wartthürme oder Luginsland. Auf einem dieser beiden, welche aber sehr räumlich und wohnlich sind, residire ich mit meinen drei Schildknappen und der alten Haus-hälterin. Wann diese Frau nicht kocht oder wäscht, dann liest sie die schauerhaftesten Französischen Ritter- und Gespenster-Romane. Stellen sich auch ihre Haare zu Berge und läuft ihr auch eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken, das stört sie nicht, immer wird fest darauf losgelesen.

Es war die Nacht vor Ostern. Graus war die Nacht und um den Siebel der alten Burg heulte der Sturm und die Dorf-uhr wimmerte elf Uhr. Unsere Alte saß in der Kemenate der Burg und las die très élégante meliflue dulcicolorée histoire du très vaillant jeune Raoul d'Issitry et de la belle très misérable Clotilde de Montfaron. Sie las und las drauf los, draußen heulte der Sturm, wie im schönsten Spießischen Ritter-romane, Eulen umkrächzten die Zinnen unsers Burgthurms, im nahen Forste fielen tausendjährige Eichen entwurzelt zur Erde, doch die Alte hörte nichts davon, sie las. Unbekümmert um den Aufruhr der Elemente, saß sie, eine Hornbrille auf der Nase, am Kamin und las. Eben war sie daran, wie Raoul und Clo-

tilbe, die natürlich bis an die Ohren in einander verliebt sind, sich ein rendez-vous in der verfallnen Capelle eines alten Bergschlosses geben, da donnert es und der feurige Burggeist des defunt Clovis stört ungalanter Weise die Liebenden. — So weit hatte die Alte gelesen, da, war es Täuschung, war es Wahrheit, hörte sie im Nebenzimmer ein donnerähnliches Gepolter! Im selben Augenblicke schlug es langsam und feierlich zwölf Uhr.

Am Osterabende hatten sich der Sergeant und Commandant von Plessis, die Unteroffiziere und einige Andre, worunter auch ich war, in der engen Kneipe von Plessis versammelt, um das bevorstehende Fest auf ächt Deutsche Weise zu feiern. Wir waren Alle recht vergnügt, sangen und tranken, bis tief in die Nacht hinein. Erst kurz vor Mitternacht trennten wir uns. Ich kam nicht ganz leise nach Hause, trat in die Küche ein, da saß unsere Alte und las und war so in das Buch vertieft, daß sie mich gar nicht bemerkte. Ohne sie weiter zu stören, begab ich mich in mein Gemach. Ich war hier allein, meine zwei Knappen hatten die Wache bezogen, der dritte schnarchte auf seinen Strohsack, wie ein fernes Gewitter. Ich legte meinen Rock ab und versuchte Streichhölzer anzuzünden. Doch ein böser Geist trieb sein Spiel mit mir (war es vielleicht der tückische Zauberer Merddin, der im Seine- und Marne-Departement an den monhirs bei Thoury-Ferrotos noch sein Wesen treiben soll, wie mir meine Alte erzählte), kein Zündholz fing Feuer. Obgleich ich ganze Bündel nahm, sie zündeten nicht. Eben wollte ich neue holen, da lenkte mich der böse Geist wider einen Stuhl, der Stuhl fiel mit höllischem Gepolter um und ich stürzte den langen Weg darüber. Indem schlug es zwölf Uhr.

Die alte Frau hörte den Lärm. Obgleich sie am ganzen Leibe zitterte, und die Haare sich ihr sträubten, riß sie muthig die Thüre meines Zimmers auf, da stand ich hemdsärmelig und meine Hände leuchteten, durch die vielen angestrichenen Zünd-

hölzer, in fahlem Phosphorglanze. Als die Alte aber diese weiße Gestalt vor sich sah, war es mit ihrem Muth vorbei: Dieu et tous les saints, ah voilà le spectre du défunt Clovis! stammelte sie, und klappte, wie ein Taschenmesser, zusammen und ihre schöne Hülle lag, eine geknickte Lilie, in meinem rechten Arme. Da mir aber die Lilie doch bald zu schwer wurde, warf ich sie in meinen linken Arm, dann wieder in den rechten, wieder in den linken. Doch immer noch gab sie kein Lebenszeichen von sich und so ließ ich sie sanft auf den Strohsack gleiten. Was nun anfangen? Mein Schildknappe schloß den Schlaf des Gerechten und ließ sich auf keine Weise erwecken. Wäre die Dhy-nmächtige jung und schön gewesen, so hätte ich einmal versucht, sie, wie Dornröschen, mit einem Kusse wieder zu beleben. Aber so, schauderhafter Gedanke! Da fiel mein Blick auf meine Waschküffel, schnell ergriff ich dieselbe und schüttete den ganzen Inhalt der Frau über ihr Gesicht. Die Wirkung war eine augenblickliche. Das Weib sprang auf und rannte mit dem Kusse: Ah, vous n'êtes pas galant, mon garçon! hinaus und verschwand.

Den ganzen nächsten Tag ließ sie sich nicht sehen, jetzt kocht sie wieder für uns, doch ihre fromme Lesemuth hat etwas nachgelassen. So endete dies merkwürdige Abenteuer.

XLII.

Plessis, den 19. April.

Mir geht es gut, so gut, wie es einem eben in Plessis aux boës gehen kann.

Allerdings wäre es passender, statt heitere Episteln abzu-

fassen, Jeremiae Klagelieder zu singen: An den Wasserbächen der Seine und Marne sitzen wir bei schlechtem Rothweine und trauern, wenn wir an die Bierquellen von Frankfurt und Mainz gedenken.

Auch „Ovidii tristia“ oder „Boëthius de consolatione philosophiae“ wäre am Platze:

Carmina qui quondam studio florente peregi,
Flebilis heu maestos cogor inire modos!

Doch, liebe Aeltern, warum soll ich trübsinnig sein, so lange ich noch heitren Humor habe?

Mein Aufenthalt in Frankreich hat auch manches Gute, ich habe manche Kunst erlernt, der ich ohne den Krieg stets fremd geblieben wäre!

Des Wasche haw ich Euch jetzt los,
Besitz' drin schon en Ruf!
Schmeiß all Wäsch in e Seifensauce,
Hau' drei mal druff, buff, buff!
Zieh' die Wäsch' aus der Sauce eruff,
Wind' aus se und häng' se dann uff,
Bis se die Sonn' dann trockne läßt,
Probatum est!
Und kocher kann ich, eu, der Fuld!
Da kennt Ihr ebbes seh!
Marie Flinck kennt in Geduld
Zu mir in Lehr noch geh!
Ich mach' Euch Eier mit Salat
Und Erbsworschtsupp, des is e Staat,
Ich bad' Euch Reis mit Bohneflös
En manière Française!
An ääch ergewwe haw' ich mich
Weiblicher Handarbeit,

Ich näh' Euch Stepp- unn Kette-Stich,
 Meäner drei Finger breit,
 Näh' Knöpp Euch an den Rock ganz fei,
 Setz' Lappe in die Hofe ei,
 Ich stopp jetzt Strümp, wann es duht Noth,
 Wie e junger Gott!

Ja, liebe Aeltern, es sang einst der alte Heidenpoet Sophocles:
 Schläuliches giebt es viel und doch Nichts ist schläulicher als der
 Mensch! Das finde ich jetzt wieder an mir! Ich werde jetzt
 nur noch Häkeln oder Sticken lernen, dann steht mir der Zutritt
 zu jeder Damenkaffeegesellschaft offen, denn daselbst gehört es ja
 zum guten Tone, immer so eine Arbeit in der Hand zu haben
 und, während man sich interessante Stadtneuigkeiten erzählt, zu
 thun, als thäte man etwas. Und dann denkt Euch, liebe Aeltern,
 welch Aufsehen das erregen wird, wenn ein härtiger Jüngling,
 die Brust mit dem Eisernen Kreuze geziert, plötzlich in eine
 Damengesellschaft tritt, einen Strickstrumpf herauszieht und
 anfängt mit den Damen um die Wette zu stricken. „Ach, wer
 ist denn dieser interessante Mensch?“ wird Alles lispeln.

Das Wetter ist hier in den letzten Tagen sehr stürmisch,
 die Nacht braust es und heult es durch die Haide, als ob die
 Geister des Utherpendragon, des Artus und Ider von neuem beim
 Klange der Sturmharfe von Inis-wittrin ihre Feinde bekämpften.
 Der Sturm kümmerte mich nun nicht weiter, wenn nicht dadurch
 geweckt, mich wieder mein altes Uebel plagte. Es zwickt mich
 wieder in allen Knochen und veranlaßt mich häufig zu folgender
 Lyrischen Klage:

Was kraucht mir in den Knochen rum?
 Ich hab' wohl Rheumatismus,
 Es zwickt mich hier, es zwackt mich dort:
 Es zwickt und zwackt und will nicht fort.

Bald reißt's mich in den Armen mein,
 Dann sticht es wieder: autsch! mein Bein!
 Dann zwick't's mich in der rechten Hand,
 Für König und für Vaterland!
 Ich sitz' und reibe mir mein Bein,
 Und wickle es in Binden ein,
 Und schmier' es ein mit Oleum:
 Das hab ich vom Napoleum!

Doch, liebe Aeltern, macht Euch darüber keine Sorgen, wenn jetzt der wunderschöne Mai kommt und mit ihm die wonnevolle Frühlingszeit, dann wird auch dieses Leid bald vergessen sein und allzu lange werden wir ja auch nicht mehr in dem verflucht — schönen Frankreich bleiben!

XLIII.

Plessis, den 26. April.

Abendröthlich umhimmelt, glockenumbimmelt, epheumrancket, blumenumschwanket, kühllich umbrummelt, maitäferlich umsummelt schreibe ich Euch! Mir geht es so ziemlich gut, wie es eben einem Menschen gehen kann, welcher auf der Höhe des neunzehnten Jahrhunderts steht und dazu verdammt ist, in einem Neste zu leben, wo noch der historische Dreck aus den Zeiten des Louis Awtorze und Louis Awinze liegt! Doch, liebe Aeltern, Ihr habt mir reblich geholfen, die Langeweile zu vertreiben, durch häufiges Ueberschicken von Büchern und Zeitungen. Herzlichen Dank dafür! sowohl Euch als Friedrich!

Seitdem die Romane angekommen sind, hat sich das Aussehen meiner Bude ganz verändert, sie sieht jetzt wie eine Leih-

bibliothek aus. Doch ich will Euch lieber rasch einen Morgen bei mir beschreiben!

Längst ist Phöbus am Himmel aufgestiegen, längst hat die Reveille gemahnt:

Erhebet Euch in Eule,
Ihr Schläfer aus der Ruh',
Schon wiehern uns die Gäule
„Guten Morgen, Bruder!“ zu.

Da sitzt eine hehre Gestalt, die Mabafterstirne in die Mar-morhand gestützt (wie Louise Mühlbach schreiben würde), tief in den Mantel eingehüllt im Ahnensaale des Burghurms zu Plessis. Die Gestalt von Moçadüften umwallt, trinkt ihr „Schälchen Heeßen“ und rauchte eine Savannah dazu, wenn sie eine hätte.

Da geht die Thüre auf und ein Musketier tritt ein: „Gute Morje, Herr Gefreiter!“ Morgen! Was wollen Sie? „Ach, Herr Gefreiter, ich hab geheert, Se hette gar ze scheene Dicher vor zum Lese!“ — Ja, ich habe Einiges! „Ach hawe Se net den Schinnerhannes oder sonst so e Räumergeschicht!“ Die Sachen habe ich gerade nicht! aber hier ist die Geschichte von Michel Kohlhas, das war auch ein müster Kerl! „Hat er denn aach geraubt?“ Jawohl! „An is er denn aach gefeppt worn?“ Gewiß, er ist hingerichtet worden! „Li, des is ächt! des muß ich lese, geme Se mer des!“ Gleich darauf bollert wieder etwas der Treppe herauf. „Gute Tag, Herr Gefreiter, ach, hawe Se noch net die Fortsetzung vom Jubd Süß?“ Nein, die ist noch verliehen! „Donnerkeil, des duht mer obder leid. Ich bin jezt grad an so ere rihrende Stell, wie des Juddemedche mit dem gestubirte Herr zesamme is; wo se so viel Ruche esse!“ Ja, ich habe leider die Fortsetzung nicht! „No, da kenne Se mer awer doch wenigstens sage, wie die Geschicht ausgeht! Kriegt denn der Dokter des Mädche?“ — Nein, das Mädchen ertränkt sich! „Ach, die aarm Huschel! awer ich habs gleich gesagt, wie

ich die Geschichte gelese! Peter, haw ich zu mein Landsmann gesagt, geb Acht, die Lieb duht net gut, awer die Mädercher, des Dosezeig, heern ääm net!“ Und damit stürmt der Musketier ab!

Gleich darauf kommen wieder zwei Soldaten und es entspinnt sich folgender Dialog. „Du, was bringst De denn do?“ „Den Schluß vom Judd Süß!“ „Was is denn des?“ „Ach e ganz famos Geschichte! Denk der nur, e Judd werd an den Galje gehängt!“ „Di der Fulb, des is gelunge: e Judd geheert ääch an den Galje! Des muß ich odder lese. Gewe Se mer des mit, Herr Gefreiter!“ Recht gerne, aber es ist nur der Schluß, wie der Jude Süß hingerichtet wird! „Si, weiter will ich ja ääch nig lese, awer so Hrichtung les ich vor mei Lewe gern, besonnerich von eme Judd!“

Dann erscheint wieder Einer und bringt die Anekdotensammlung zurück, welche mir Friedrich schickte. „Sehehehe! Herr Wülcker, ne des is awer zu schee! ich hab' mich krank und bucklig gelacht iver die Geschichte! Die mehrschte haw' ich mer abgeschriwwe und die erzähl' ich dann wieder zu Haus, des sich Alles dobtlacht!“

So geht es den ganzen Tag in meiner Stube her und ich unterhalte mich ausgezeichnet dabei. Am besten gefallen aber doch die Ritter- Räuber- und Gespenstergeschichten, je kräftiger, desto besser!

Schick mir daher, liebe Aeltern, nur soviel Romane, als möglich. Je umfangreicher sie sind, desto besser ist es, ich schaudere jetzt vor Nichts zurück, selbst nicht vor einem zwanzigbändigen Romane von Louise Mühlbach!

XLIV.

Plessis, den 1. Mai.

Es kommt der Mai, wenn der April vorbei. Diese Bauernregel des Schäfers Thomas ist, wie gewöhnlich, auch dieses Jahr wieder eingetroffen. Allein wie der Ostermond geschlossen, so fängt der Wonnemond an: mit Regen!

Ich kann jetzt nicht einmal auf Abenteuer ausfahren, denn die schönsten Heldenthaten werden ja doch zu Wasser.

Da ich also keine Heldenthaten besingen kann, so habe ich mich auf didaktische Poesie geworfen. Um einem längstgefühlten Bedürfnisse abzuhelpfen habe ich einen gereimten Führer in Frankreich für Kaiserlich Deutsche Soldaten abgefaßt, der nach bekannter Melodie zu singen ist.

Am Besten macht er sich, wenn man einen Spielmann und einen Trommler nimmt und das Lied durch die Querpfeife begleiten, bei den Kraftstellen aber den Tambour einen Wirbel schlagen läßt.

Ich gebe Euch hier aus dem reichen Inhalte meines Führers zur Probe ein Kapitel:

51. Kapitel: Gespräch, wenn ein Soldat in ein Quartier kommt.

Bon jour, madame, bon jour, monsieur,
 Je resterai chez vous, s'il vous plait,
 Und plaits Euch nit, bleibe ich doch hier:
 Car tel est notre bon plaisir!

Conduisez-nous dans votre salon,
 Wie es sich paßt für jolis garçons,
 Et donnez-nous des matelas in den Saal,
 Denn Preuß'sche Krieger lieben nicht la paille!

Et donnez à manger viel et bon,
 Du vin, du pain et du jambon,
 Du boeuf, du mouton, de la vache die Kuh,
 Fermez la porte, macht die Thüre zu!
 Donnez, donnez à manger assez,
 Et tout à l'heure, s'il vous plait,
 Denn Hunger haben wir und Eil,
 Himmelgewitterdunnerheil!

In diesem Gedichte glaube ich Höflichkeit und militärische Kürze glücklich vereint zu haben. Ein Deutscher Fluch am Ende macht sich sehr gut, die Franzosen verstehen ihn nicht und er hinterläßt in ihrer Seele stets so etwas Unbegriffnes, Ahnungsvolles!

Noch eine merkwürdige Historie will ich Euch, liebe Aeltern, erzählen! Gestern Abend kam ich spät abends vom Paroleholen zurück, ich hatte unserer Haushälterin vorher gesagt, sie möchte mir Erbswurst kochen und sie versprach es zu thun. Abends komme ich nun heim und staune sehr, als ich einen gedeckten Tisch erblicke, der reichlich mit Speisen bedeckt war. Die Haushälterin war schon unsichtbar, ich frage also nicht lange, sondern haue gehörig ein, denn Feldhühner und Hasenpastete hatte ich lange nicht mehr gekostet. Doch weil zu einem guten Essen auch ein guter Trunk gehört, so leerte ich das Gläschen, welches auf dem Tische stand, rein aus. Es schien mir Apfelwein zu sein! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, deshalb ging ich nach der Mahlzeit zu Bette. Heute morgen, ich war kaum aufgestanden, kam die Schaffnerin freudestrahlend und erzählte: Sie hätte gestern, wie es Sitte sei, für Berthe as grans pies und die reine des fées ihren Tisch gedeckt, damit sie, wenn sie vom grand voneur und der armée furieuse verfolgt würden, bei ihr ausruhen könnten. Nun sei dame Berthe und die reine des fées gewiß bei ihr gewesen und hätten sich bei ihr erquickt, denn der

größte Theil der Pastete sei verschwunden und von den Feldhühnern wäre gar Nichts mehr zu sehen! „Aber“ erlaubte ich mir zu bemerken „könnte es denn nicht der grand venour und die mesgnie Hellequin gewesen sein, die Euer Essen verzehrten?“ „Ah par la quenouille de la reine Pédaquo (bei der Spindel der Königin Gansfuß) pas du tout!“ rief sie, „es müssen gute Geister gewesen sein, denn sie haben die ganze Flasche Weiswasser, welche ich zu ihrem Schutze hinstellte, ausgetrunken!“ Und ich Unglückseliger trank dies geweihte Wasser für Eider! Mein ganzer Magen kehrt sich noch jetzt bei dem Gedanken um, es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide! „Ja, schloß meine Hausfrau, es sei ein großes Glück, wenn die Feenkönigin wo eintreffe und brächte Segen für sieben Jahre!“

Ich mußte mich umdrehen, um nicht laut aufzulachen bei dem Gedanken, daß ich Feenkönigin! Denkt Euch, liebe Aeltern, Euren Sohn Richard als belle reine des fées auf mondbeglänzten Wiesen in leichtem Balletanzuge lustige Reigen auf führend. Es ist ein großartiger Gedanke!

Doch da der Mensch gemacht ist aus Einbildung und componirt aus Illusion, ließ ich unsre Alte auf ihrem Glauben, daß die reine des fées bei ihr war. Mag sie jetzt sieben Jahre damit glücklich sein!

XLV.

Plessis, den 4. Mai.

Bei uns hat sich auf einmal herrliches Frühlingswetter entwickelt und es ist jetzt hier wunderschön, wenigstens äußerlich! Es bleibt doch ein wahres Dichterwort:

Es ist der Denz
 Nicht ohne Grund erfreulich,
 Es regt sich meine Existenz
 Gewissermaßen mailich!
 Es grünt das Erbreich um und um
 Recht lobenswerth und wacker,
 Zumal der Klee — trifolium —
 Gedeiht auf diesem Acker.
 Vergnügt schau' ich des Himmels Plan,
 Vergnügt der Erden Wunder,
 Gern steck' ich meine Pfeife an,
 Doch Taback fehlt und Zunder!

Drum, liebe Aeltern, legt der nächsten Sendung an mich
 doch einige Päckchen Taback bei.

Ich besuche jetzt eifrig unsern Burgzwinger, in dem augen-
 blicklich besonders Jasmin und Flieder blühen, so schön, gerade
 wie im Rätchen von Heilbronn.

Doch wandle ich jetzt in dem Garten herum,
 Umschwirren mich Maitäfer mit Gebrumm,
 Und wo ich gehe in Plessis-aux-bois,
 Maitäfer sind in Haufen da!
 Rechts brummt und summt ein Maitäfer froh,
 Und wende ich links mich, brummt's ebenso!
 Auf jedem Baum, auf jedem Strauch,
 Sitzt so ein brummiger Summer auch.
 Und sig' ich unter Rosen und Gelbveigelein
 Zu schlürfen den Mokka in mich ein,
 Sitzt ein Maitäfer schon in der Kaffeetass'
 Und in der Milch schwimmt einer — 's geht über'n Spaß!
 Und eile ich auf mein Kämmerlein,
 Um dort allein für mich zu sein.

Was krauchet aus Schrank und Schublade hervor:
 Maitäfer, Maitäfer, ein ganzes Chor,
 Selbst Abends spät, wenn es Schlafenszeit,
 Sind wir von ihnen noch nicht befreit,
 Im Traume selbst schweben mit Gedrumm,
 Maitäfer um unser Haupt herum!

Nicht mehr wir, sondern die Maitäfer, sind jetzt die Herren
 in Frankreich!

Neulich begegnete mir etwas, was culturgeschichtlich interessant
 ist! Ich hatte den Rothlauf am Munde. Unsere Haushälterin
 versteht sich nun auf viele Zaubermittel, sie erbot sich mir den
 Rothlauf zu tödten. Weniger der Heilung wegen, als der in-
 teressanten Formel, die sie anwenden würde, ging ich darauf ein,
 doch bald wäre ich Märtyrer für die Wissenschaft geworden.
 Die Frau legte ihre Hand auf mein Haupt und sprach:

Peu sacré, perds ta chaleur
 Comme Judas sa couleur,
 Quand il trahit notre Seigneur.
 Au nom de Saint Antoine!

So weit ging Alles gut. Nun aber wollte noch als Haupt-
 mittel die Frau mir dreimal in das Angesicht spucken. Das
 war denn doch zu viel verlangt. Gerne leide ich für die
 Wissenschaft, doch sich von einer alten Hege ins Gesicht spucken
 zu lassen, das geht doch über die Grenze! Mein Rothlauf ist
 jetzt auch so schon geheilt!

XLVI.

Plossis, den 8. Mai.

Eine Neugierigkeit kann ich Euch heute mittheilen: wir sind ausge-
 zogen. Der Wartthurm wurde geräumt. Doch das Glück ist mir

günstig gewesen, ich liege jetzt in einem andren interessanten Bauwerke: in dem Kloster zu Plessis. Das Gebäude ist zwar nicht sehr alt, aber sehr winklrig und weitläufig gebaut und so verspreche ich mir noch manches Abenteuer davon. Auch hier ist eine alte Haushälterin, welche der Herr curé, als er nach Meaux floh, hier ließ. Sie kocht für uns und so kann ich meiner Kochkunst etwas Ferien gönnen!

An das Kloster schließt sich ein Klostergarten an, der sehr umfangreich ist. Wandelt man nun in dem Garten umher in dieser Frühlingspracht, so wird man unwillkürlich sehr poetisch gestimmt und so kann ich nicht umhin, frei nach Platen, auszurufen:
Im Klostergarten zu Plessis im Holz ist's schön, wie im Land
der Schlaraffen!

Und der Boden ist Erde und der Himmel ist Luft, doch der
Regen macht naß, wie bei uns auch!

Und die Sonne, wie lacht sie in Klarheit stets, wenn es nicht
trüb und bewölkt ist!

Der Zwetschenbaum streckt sein titanisches Haupt kühn auf zum
bläulichen Aether!

Maiskäfer durchschwirren summend die Luft und umtändeln unsere
Nasen.

Stolz wandelt der Hahn mit dem Hinkel daher und es taucht
in die Fluth sich die Ente

Bis zum Würzel hinab und die Blattlaus schläft in der Tulpe
düsteren Gründen!

Und der Knoblauch würzt die geschwängerte Luft und Abends
läßt tönen im Busche

Die Nachtigall mit Französischem Accent sehnsüchtige Lieder der
Liebe!

Und der Springquell füllt in beständigem Scherz alabasterne
Becken mit Goldschaum!

Dort wäscht seine Drillchunausprechlichen der Königlich Preußische
Krieger

Mit der Wurzelbercht. Strohgoldnes Haar fällt auf's schneeige
Hemd des Commihes.

Es verkündet der Wuchs einen Sechszölligen und die Haltung
schwebet in Anmuth.

Doch der Krieger blickt finster, der Krieger blickt stumm,

Und er seufzt: Ist es schön auch hier herum,

Ich wünscht doch, ich wäre weit von hier,

Bei Frankfurter Bratwurst und Frankfurter Bier,

Bei Frankfurter Handkäs und Aepfelwein,

Da möchte ich weilen, da möchte ich sein!

Ich wünschte, ich wäre bei Müttern!

Gestern habe ich schon hier umhergestöbert und eine wichtige
Entdeckung gemacht!

In der ehemaligen Kapelle liegt nämlich ein großer Stein,
unter dem wahrscheinlich eine geheime Treppe zu einem geheimen
Gange an einen geheimen Ort führt. Doch unglücklicher Weise
hat die Haushälterin, dies profaische Wesen, die gar keinen Sinn
für Romantik hat, in die Kapelle ihre Speisekammer verlegt und
gerade auf besagtem Steine hat sie ihre Eier- und Käse-Nieder-
lage. Wie ich nun gestern in meinem Wissensdrange anfing, die
Eier wegzuräumen und dieselben einsteckte, um mit Deutscher
Gründlichkeit zu untersuchen, ob nicht sich an ihnen etwas Histo-
risches fände, da sie doch auf historischem Boden ruhen, fuhr die
Haushälterin, wie eine Megäre auf mich los, glaubte, ich wollte
ihre Eier essen (welche Verläumdung!) und schimpfte gräßlich.
Vergebens machte ich ihr klar (und belegte auch meine Behauptung
mit klassischen Citaten,) daß die Wissenschaft, in deren Interesse
ich so gehandelt hätte, mehr werth sei, als ihre Eier, das dumme
Weib blieb aber dabei: „Çà et là, j'aime mieux mes oeufs
que toute votre science!

Heute steht sie nun, wie ein Wächter am heiligen Grabe, mit einem Besen Wacht vor ihrer Speisekammer und läßt Niemand herein.

So müssen die Schätze des Klosters wohl ungehoben bleiben, da wir keine Gewalt gegen die Bewohner brauchen dürfen!

XLVII.

Plessis, den 10. Mai.

Da wir immer noch im schönen Plessis weilen und auch wohl sobald noch nicht fortkommen werden, habe ich mich jetzt in die von Euch, liebe Aeltern, mir geschickten Bücher vertieft. Vor allem sagt mir Eid zu! Bin ich doch auch so ein halber Eid! Wie dieser habe ich tapfer gegen Mohren und Heiden gekämpft und habe ich auch keine fünf Mohrenkönige gefangen genommen, so hätte ich bei Wörth doch beinahe einen Mohrentambour erobert, wenn er nicht schnellere Beine, als ich, gehabt hätte! Zwar durchbohrte ich keinen Heiden eigenhändig mit dem Schwerte, aber Unzählige mit meinen Blicken. Auch eroberte ich keine Mohrenfahnen, aber viele Turkotaschentlicher, welche, an eine Stange gebunden, sehr gut die Stelle von Fahnen vertreten können. Auf eine Donna Timene warte ich allerdings noch immer, um sie zu meiner Herzenskönigin zu machen, und ihr Rubaden und Serenaden zu bringen, denn mein Burgfräulein von Plessis war mir doch zu alt!

Ueberhaupt giebt es ja im Militärleben so Vieles, was einem ganz Spanisch vorkommt! Außerdem trug Eid (bei seiner Hochzeit ist es genau beschrieben) ein goldgewirktes Haarnez und ich trage

Auf dem Haupt, dem sorgenschweren,
 Seit Herr Puget, Wirth in Plessis,
 Aechtes Mainzer Aktienbier schenkt,
 Oft an schönem Maienabend,
 Wenn die Nachtigall im Busch schlägt,
 Und der Jasmin lieblich duftet
 Heim 'nen großen Haarbeutel!

Möge nur auch recht, recht bald der dreimal selige Tag
 erscheinen, wo es zum guten Schluß heißt:

Don Ricardo, viel gestritten hast Du
 Gegen rabenschwarze Mohrenknaben,
 Schlugest Dich mit wilden Heidenschaaren
 Und mit der Franzosen muth'gen Haufen;
 Kämpftest männlich Ungeheuer nieder,
 Flöhe, Läuse, Ratten auch und Mäuse!
 Hast gestritten viel und viel gelitten,
 Ruhe aus auf Deines Ruhmes Lorbeern,
 Wende Deinen stolzen Schusterrappen
 Hin zu Muttern nach dem gelben Maine,
 Rückwärts, rückwärts, Don Ricardo,
 Rückwärts concentrire Dich, Gefreiter,
 Rückwärts, stolzes Mädhinkel!

XLVIII.

Plessis, den 11. Mai.

Im Sängervorte liegt etwas Prophetisches!

Gestern sang ich: rückwärts, rückwärts Don Ricardo! und
 heute bekam ich den Befehl einen Transport nach Deutschland

zu begleiten. Morgen (Freitag) geht er schon ab, in den ersten Tagen nächster Woche kann ich also in Mainz sein und dann zu Euch, liebe Aeltern! Alles Weitere also mündlich, hoffentlich recht bald! Lebt wohl!

II.

Nanzig, den 14. Mai.

Wie Ihr seht, liebe Aeltern, bin ich jetzt schon ein gutes Stück Euch näher. Vorgestern verließ ich morgens um vier Uhr Plessis-aux-bois. Rings lag noch Alles im Schlafe und Nebel. Vorbei marschirte ich an der Kneipe von Puget, wo ich so manche Flasche geleert hatte, an dem Kloster, dessen archäologische Schätze nun wahrscheinlich ungehoben bleiben, und dort lag das Haus, wo die Schöne von Plessis wohnte; noch eine Fußhand warf ich ihrem Fenster durch den Nebel zu und weiter ging es. Endlich ragte, wie ein Riese, im Nebel der Wartthurm von Plessis empor. Doch vorbei, vorbei! Die Nebel schlossen sich hinter mir und da lag Plessis unter mir unsichtbar, unfindbar, ein verlorenes Paradies! Doch nun hellte die Sonne die Gegend auf, rechts in einem Thälchen schlängelte sich die Bouvronne, an deren romantischen Ufern die Mühle von Fresne klapperte. Hinten auf dem Berge sah man Dammartin, schön und hell war die Gegend und doch noch heller und froher war mein Gemüth, weil ich sie verlassen durfte um nach der Heimath zurück zu kehren. Nach anderthalbstündigem Marsche erreichte ich Claye, von wo ich auf einem Wagen weiter spedirt werden sollte. Ein großer Mistfarren fuhr denn auch vor, auf welchen zwei Riesenfässer geladen wurden. Zwischen diesen bestieg ich

meinen Thron und fort ging es nach Meaux. Was mochte wohl in den Fässern sein? Der Kutscher wußte es nicht zu sagen. Später erfuhr ich den Inhalt: in den Fässern waren alte Körperhüllen des 2. Bataillons. Diesen Transport sollte ich also nach Mainz begleiten. Ein prosaisches Ende meiner poetischen Laufbahn! Doch Odysseus wurde ja auch, nach langer Wanderung, nach Mühen und Gefahren, von Naufitaa mit alter Wäsche zu den Phaeaken und von dort in die Heimath befördert! Dies erhabne Vorbild tröstet mich!

In Meaux blieben wir den ganzen Freitag liegen und hatten Muse, uns diese alterthümliche Stadt zu betrachten und in den herrlichen Anlagen an der Marne spazieren zu gehen. Samstag Morgens fuhren wir in aller Frühe von Meaux; um 10¹/₂ Uhr waren wir in Chateau Thierry und hatten so glücklich das Departement Seine-et-Marne hinter uns gelassen, in welchem wir zwei Monate gelebt, geliebt und gekittet hatten. In Toul blieben wir die Nacht auf einem verlassenen Schienenstrange stehen. Heute Morgen kamen wir nach Mainz und rasteten hier einige Stunden!

L.

Mainz, den 19. im Bonnemonde 1871.

In einigen Tagen, liebe Aeltern, hoffe ich meinen Urlaub für sechs Wochen in der Tasche zu Euch zu kommen. Dann gehe ich nach Wiesbaden und in jenem Bade, wo schon der alte Heidegeneral Cäsar sein Zipperlein, welches er sich in den Deutschen Wäldern geholt hatte, kurirte, hoffe ich auch meinen Rheumatismus zu verlieren! Also noch einige Tage habt Geduld,

dann sehen wir uns fröhlich wieder! Und bis dann mein Urlaub abgelaufen, bis dahin wird auch unser Regiment zurück sein und ich kann dann endlich wieder zu meinen Studien zurückkehren! Bis jetzt, liebe Aeltern, hat sich ja Alles so herrlich für uns gemacht, es wird auch ferner gut gehen und Ende gut, Alles gut!

Nun will ich noch meinen Reisebericht schließen! Von Ranzig ging es nach Lüneville. Hier habe ich so manche trübe Stunde verbracht, nun, mögen wir alle jetzt einer um so heitreren Zukunft entgegensehen.

Gegen Abend am Sonntage kamen wir an einem netten Dörfchen vorbei. Da standen sechs kleine Jungen, blos mit einem Hemde und einem mächtigen Strohhute war jeder bekleidet. Sie hielten große Butterbröde in der Hand, in die sie tapfer einbissen, und fangen dazwischen, soweit es ihr Butterbrod erlaubte:

Der Gügük auf der Tannen,
Sibige hüim un däbige, dübige, dei, dei, dei,
Der Gügücl auf der Tannen saß!

Wir hatten demnach die Deutsche Sprachgrenze erreicht! An jeder Station, an welcher wir nun vorbei fuhren, standen auch die Namen schon Deutsch angeschrieben. Wir waren also im neuen Deutschland!

Und nun kamen wir durch das herrliche Elsaß. Das Herz geht einem auf, wenn man durch dieses prächtige Land fährt!

Den Schluß und Glanzpunkt macht Straßburg, dessen ehrwürdiges Münster nun wieder weithin in Deutsches Land schaut.

Wie zur Belohnung wurde mir noch einmal, am Ende meines Aufenthaltes in Feindesland, gezeigt, weshalb ich so vielerlei Mühen und Anstrengungen erduldet habe und was der herrliche Kampfespreis des letzten Jahres ist.

In Hagenau erfuhren wir daß jetzt der Friede abgeschlossen ist. Endlich ist also wieder Friede. Gott sei Dank! Endlich

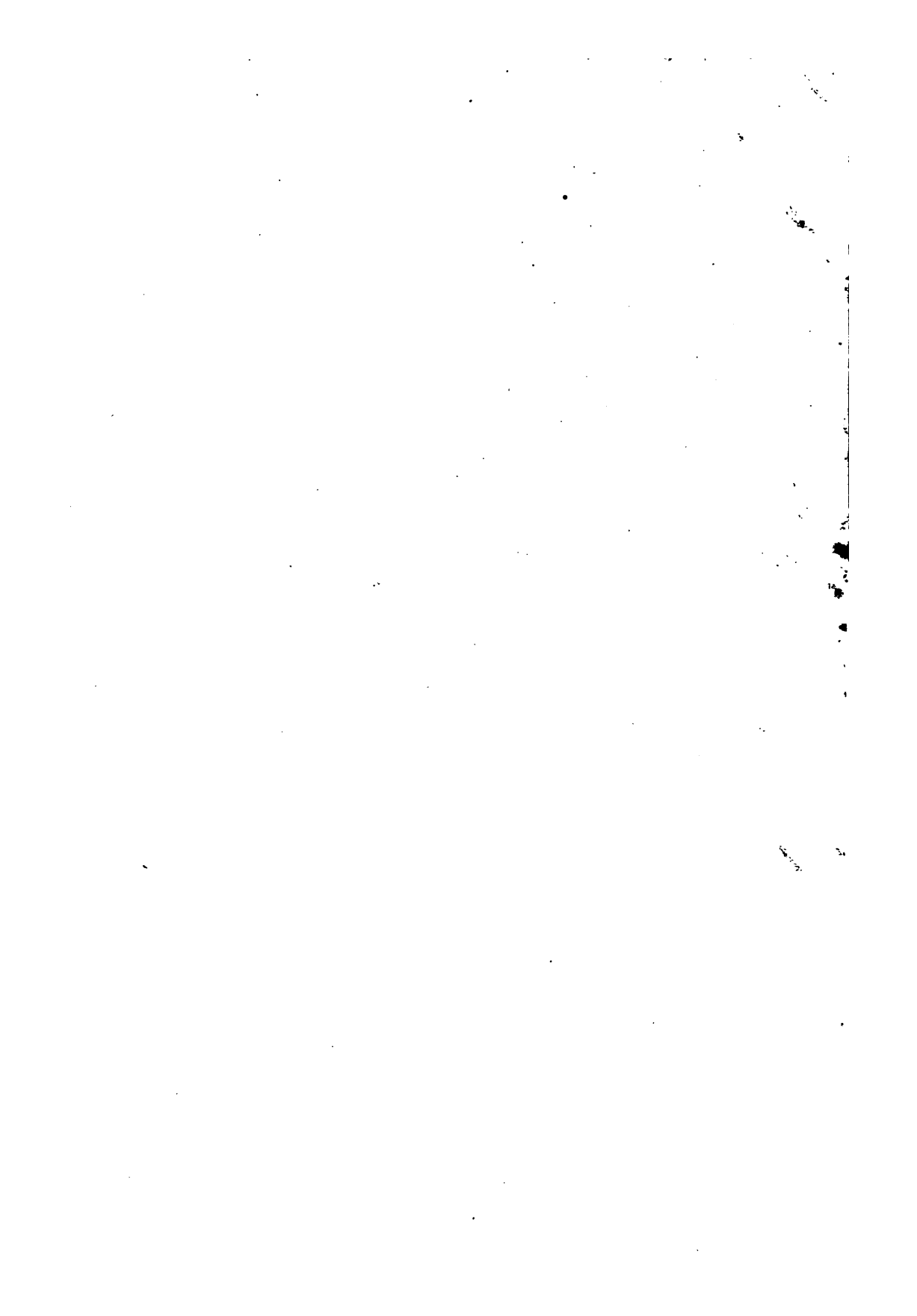
darf ich wieder zu meinem friedlichen Berufe zurückkehren. Jetzt ist erreicht, wozu wir auszogen: denn nicht des Krieges wegen eilte das Deutsche Heer in den Kampf, sondern um des Friedens willen. — Von Straßburg ging es nach Weißenburg zurück. Hier grünt und blüht wieder alles herrlich um den Gaisberg herum und selbst die drei Pappeln, an denen sich die Gräber der Gefallenen finden, schauen freundlich in die Gegend. Hier ruhen die Tapfern, welchen es nur vergönnt war, für das Vaterland zu fallen, nicht aber die herrlichen Früchte ihres Kampfes zu genießen! Doch im Siege sind sie heimgegangen!

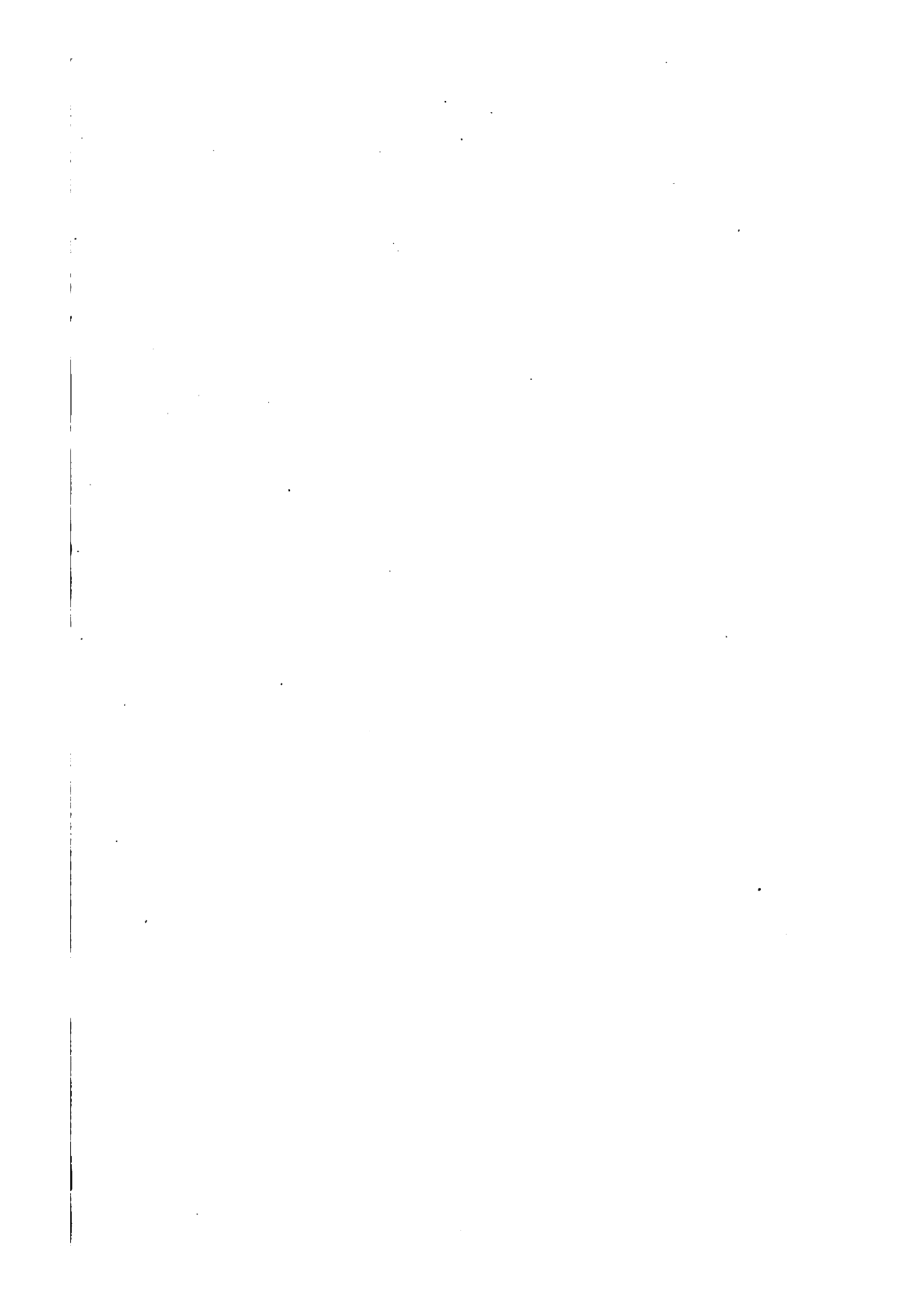
Ruhet sanft, ihr Geliebten, von eurem Blute begossen

Grünet der Delbaum, es keimt lustig die köstliche Saat!

Hier ruht auch unser Freund Herbart; seinen Freunden und Lieben hat er gelebt, in seiner Jugendblüthe ist er für sein Vaterland den Helbentod gestorben!

Auf den Leichen der Gefallenen aber ist ein großes einiges Deutsches Reich entstanden, welches auf eigne Kraft gegründet fest nach innen und außen steht, möge dieses neue Kaiserreich der Friede sein!





**UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY**

**Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.**

2 Dec '52 CR

NOV 18 1952 LU

YC176309

